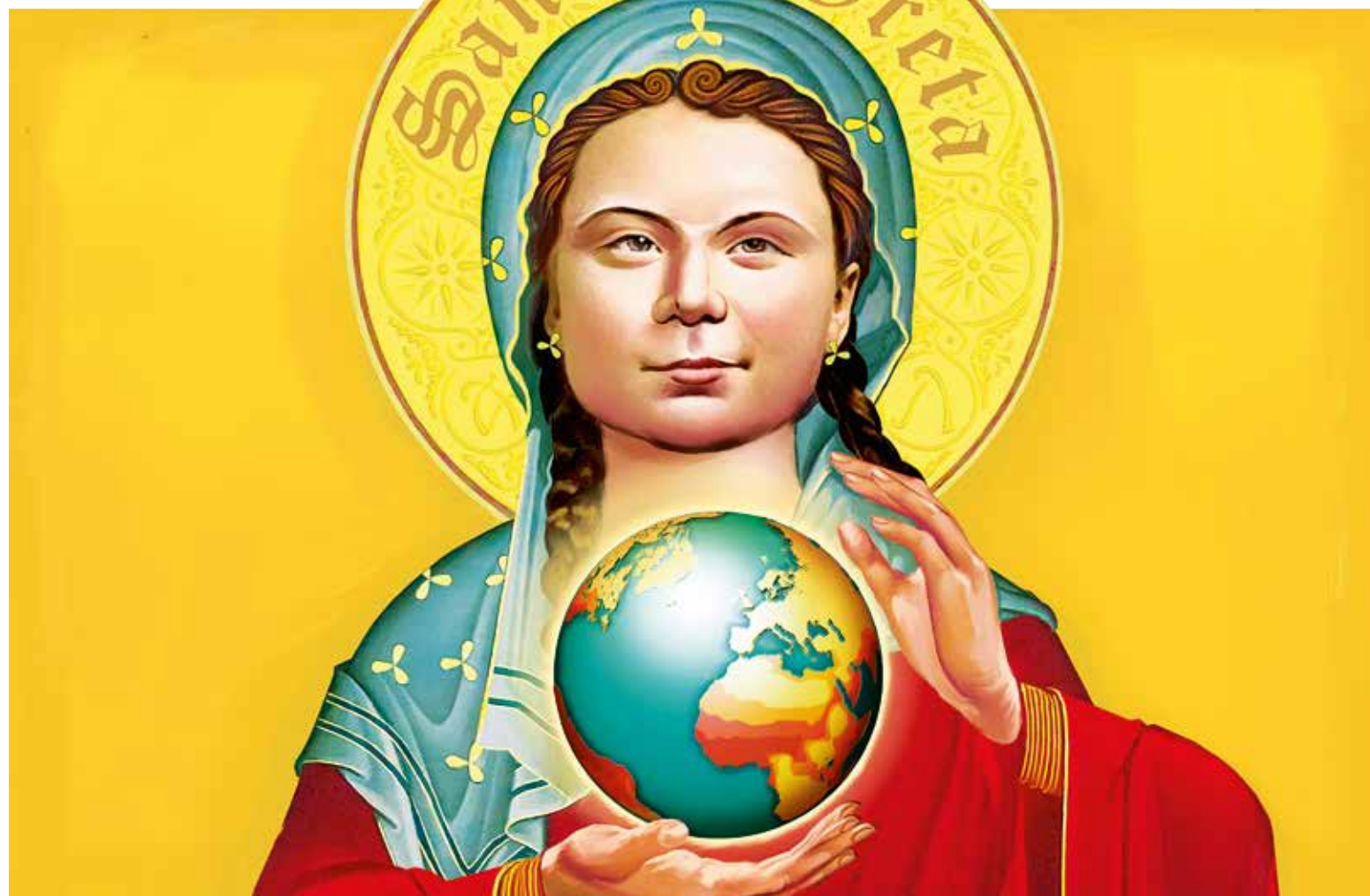


# DIE WELTWOCHEN



## Die neue Sonnenreligion

Aberglaube und Grössenwahn prägen unsere Klimapolitik.

*Von Roger Köppel und Christoph Mörgeli*

## Enkeltrick der Jusos

Wie die jungen Linken Senioren überrumpeln. *Von Philipp Gut*

## Europa lässt die Juden im Stich

Michael Wolffsohn und Deborah Lipstadt über den Antisemitismus der Muslime. *Von Erik Ebnetter und Pierre Heumann*

**Tatort Wickeltisch**  
Braucht es mehr Männer  
in der Kinderkrippe?

4 194407 006904  
80

# HUBLOT



**BEXER**

Zürich seit 1760 · Uhren & Juwelen  
Bahnhofstrasse 31 · 8001 Zürich · Tel +41 (0)43 344 63 63  
beyer-ch.com

hublot.com • f • t • i • @

Big Bang Ceramic Blue.  
Gehäuse aus schwarzer Keramik.  
Automatikwerk mit Chronograph-Funktion.  
Blaues Zifferblatt mit Sonnenstrahlen-  
Effekt. Band aus blauem Alligatorleder  
aufgenäht auf Kautschuk.





**Konzept-Virtuose:** Werber Schärer.

Früher hiess es Propaganda, dann Public Relations, heute nennt man es einfach Werbung. Was gleich geblieben ist, ist der Wettkampf um Aufmerksamkeit. In Zeiten der individualisierten Öffentlichkeit ist es die Kunst der Werbung, die vereinzelt Wahrnehmungskanäle zu einem grossen Strom der flächendeckenden Beachtung zu vereinen. Wahrscheinlich kann das keiner besser als David Schärer, der ein kleiner Virtuose für die grossen Konzepte ist, wenn es darum geht, aus einer Werbekampagne mehr zu machen als die Lancierung eines Produktes oder eines Politikers. **Seite 24**

Als der französische Philosoph Alain Finkielkraut am Wochenende in Paris an einer Demonstration der Gelbwesten vorbeikam, beschimpften ihn deren Teilnehmer antisemitisch. Der Vorfall machte Schlagzeilen bis in die USA, wo die *New York Times* darüber berichtete. Am Montag gab eine Gruppe britischer Parlamentarier ihren Austritt aus der Labour Party bekannt; sie werfen ihrer Partei vor, Antisemitismus zu dulden. Am Dienstag rief ein israelischer Minister französische Juden zur Auswanderung auf. Was ist los in Europa? Die *Weltwoche* hat sich mit den Antisemitismus-Experten Michael Wolffsohn und Deborah Lipstadt unterhalten. **Seite 44**

Dieser Superlativ lässt aufhorchen: «Das Buch ist die revolutionärste sozialwissenschaftliche Arbeit seit Keynes», sagt Nobelpreisträger George Akerlof. Es ist Starökonom und Bestsellerautor Paul Collier, den er zum Ritter schlägt. Mit Arbeiten zu Armut und Migration

hat er weltweit Furore gemacht. In seinem neusten Werk (ab Montag im Buchhandel) macht er sich auf zu seiner bisher schwierigsten Mission: der Rettung der westlichen Zivilisation. Die Zeit dränge, so Collier: «Der Kapitalismus ist moralisch bankrott und steuert geradewegs auf eine Tragödie zu.» **Seite 48**

Kaum ein Künstler ruft in der Schweiz stärkere Abwehrreflexe hervor als Thomas Hirschhorn. Unvergessen ist der Skandal von 2004, als er in einer Ausstellung ein Folter-Bild aus Abu Ghraib mit den Wappen der Schweizer Kantone schmückte und in einer Performance einen Schauspieler andeutungsweise an ein Foto von Christoph Blocher pinkeln liess. Was macht der Künstler heute? Fast ein Jahr lang hat Hirschhorn Redaktor Rico Bandle hingehalten, bis er einem Besuch in seinem Atelier in Paris zustimmte. Im Januar war es dann so weit. Bandle war verblüfft: Hirschhorn beschäftigt in seinem 700 Quadratmeter grossen Atelier sechs Mitarbeiter, die seine aus Billigmaterialien bestehenden Installationen für Ausstellungen auf der ganzen Welt möglich machen. **Seite 54**

Ab heute wird ein neuer Rätselautor die Gehirnwindungen der Denkanstösse-Freunde herausfordern. Fritz Müller zieht sich altershalber zurück und übergibt an Andri Martinelli, einen jungen und scharfsinnigen Rätselmacher. Physik- und Mathematikstudium waren ihm nicht genug – er kann das Knobeln nicht lassen und liebt es, «um die Ecke zu denken». Natürlich macht er das anders als sein Vorgänger. Geben Sie ihm eine Chance – Sie werden sich wundern und sich wunderbar amüsieren. *Ihre Weltwoche*

## SCHLAFLOS? ÜBERMÜDET? GEREIZT?

—

### ZEIT FÜR EINE AUSZEIT.

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld  
und ein umfassendes medizinisches  
Angebot dafür.

Seeklinik Brunnen | Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen  
T 041 825 48 48 | [www.seeklinik-brunnen.ch](http://www.seeklinik-brunnen.ch)  
Ein Klinikum der AMEOS Gruppe

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 334.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
[www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo)

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),  
Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Michael Bahnert, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),  
Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana,  
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,  
Roman Zeller (*Volontär*)

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Chris von Rohr, Peter Ruch, Peter Rüedi,  
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,  
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,  
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),  
Tamara Wernli, Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann

**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Karin Erdmann

**Bildredaktion:** Martin Kappler,  
Sebastian Scholz (*Assistent*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,  
Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga-Maj Hojajj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*),  
Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch)  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** [weltwoche@jonlinio.com](mailto:weltwoche@jonlinio.com)  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise  
oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung  
der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine  
Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier,  
das aus 100 % Altpapier hergestellt wird.  
Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.



## Peter Tschaikowsky: Sinfonie Nr. 5 e-Moll op. 64

# Sinfonie in Bildern

In der beliebten Sonntagnachmittag-Klassikreihe präsentiert der deutsche Fotograf und Musiker Tobias Melle eine seiner beliebtesten Sinfonien in Bildern, Tschaikowskys Fünfte.

Das Hörbare sichtbar machen. Diese Aufgabe reizt den Fotografen und Musiker Tobias Melle. Seit Jahren bereist er die ganze Welt, um die Impressionen bekannter sinfonischer Werke in Bildern einzufangen. Während die Aufnahmen zeitgleich zur live gespielten Musik auf eine überdimensionale Grossleinwand hinter dem Orchester projiziert werden, erlebt das Publikum Takt für Takt, Bild für Bild eine sinnliche Reise von grosser Intensität.

Tschaikowskys Fünfte spricht mit tiefer Emotionalität. Sie wird zusammengehalten von einem Schicksalsmotiv und angetrieben von der Hoffnung, die Hoffnungslosigkeit überwinden zu können. Die Suche nach einem fotografischen Weg in diese Gefühlswelt führte Tobias Melle weit nach Russland hinein – das Ergebnis ist ein berührendes Gleichnis über das Schicksal dieses Landes und seiner Menschen.

Der erste Konzertteil wird mit Michail Glinkas Ouvertüre zur Oper «Ruslan und Ljudmila» eröffnet. Die bulgarische Ausnahme-

pianistin Irina Georgieva wird mit Sergej Rachmaninows «Rhapsodie über ein Thema von Paganini» für Klavier und Orchester op. 43 eines der populärsten und anspruchsvollsten Klavierkonzerte in Luzern präsentieren. Das Sinfonieorchester Basel unter der Leitung von Michał Nesterowicz wird den Nachmittag musikalisch gestalten.



*Irina Georgieva, Pianistin*

### Platin-Club-Spezialangebot

**Sinfonie in Bildern – KKL Luzern, Konzertsaal**  
**Sinfonieorchester Basel**

Michał Nesterowicz, Dirigent  
Irina Georgieva, Klavier

**Datum:**  
Sonntag, 28. April 2019, 17.00 Uhr

**Preise:**  
Kat. I: Fr. 132.– (statt Fr. 155.–)  
Kat. II: Fr. 124.– (statt Fr. 145.–)  
Kat. III: Fr. 115.– (statt Fr. 135.–)  
Kat. IV: Fr. 107.– (statt Fr. 125.–)

**Buchung:**  
Das Spezialangebot ist buchbar mit dem Kennwort «Weltwoche» über Tel. 041 361 62 62 (Ticket-Hotline) oder mit dem Promotionscode «Platin-Club» auf [www.obrassoconcerts.ch](http://www.obrassoconcerts.ch).

**Bedingungen:**  
Gültiges Abonnement der *Weltwoche*.  
Das Angebot ist nicht kumulierbar. Es können zusätzliche Gebühren bis Fr. 9.– anfallen.

**Veranstalter:**  
Obrasso Classic Events GmbH  
[www.obrassoconcerts.ch](http://www.obrassoconcerts.ch)

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)



# Normale Normalität

Die Abnormalität des EU-Rahmenvertrags wird deutlich. Dank der neuen Normalität der britisch-schweizerischen Beziehungen. Von Roger Köppel

Ende März ist der Brexit Tatsache. Das wirtschaftlich zweitstärkste Land hinter Deutschland verlässt die EU. Wahrscheinlich gibt es einen harten Brexit, also einen Abgang ohne Einigung, ohne Sicherheitsnetz.

Eigentlich müssten unsere Bundesräte, unsere Wirtschaftsverbände, Wirtschaftsführer, Politiker und Verwaltungsangestellten Zeter und Mordio schreien, sämtliche Alarmglocken läuten, den nationalen Notstand ausrufen.

Denn: Es droht mit einem wichtigen Wirtschaftspartner das schlimmste aller denkbar schlimmen Szenarien, die düsterste aller düsteren Aussichten, nämlich exakt jener «vertragslose Zustand», den die oben genannten Kreise mit Blick auf die EU seit Monaten als Horrorperspektive heraufbeschwören.

Wir hören es tagaus, tagein, am schrillsten in der *Neuen Zürcher Zeitung*, diesem neuen Leitorgan der Eurokraten und Theoretiker des Wirtschaftsbürokratismus, die nicht müde werden, davor zu warnen, dass, angeblich, die grösste Gefahr für die Schweiz von «ungeregelten Verhältnissen» mit der Europäischen Union ausgehe und dass nur der schnellstmögliche Abschluss eines institutionellen Rahmenabkommens die Schweiz vor diesem dräuenden Vakuum, vor dieser Leere, vor diesem Nichts einer herbeigemutmassten Regellosigkeit bewahren könne.

Sie reden so, als ob die internationalen Schweizer Unternehmen ihre Produkte und Dienstleistungen nicht deshalb ins Ausland verkaufen können, weil sie gute Produkte, die wirklich gebraucht werden, zu wettbewerbsfähigen Preisen anbieten, sondern einzig und allein deshalb, weil ihnen die Gnade eines ausgeklügelten, von Beamten gezwirbelten Vertragswerks zuteilwird, von dem sie freundlicherweise profitieren dürfen, weil ja sonst angeblich niemand auf die Idee käme, ihnen auch nur einen Bleistift abzukaufen.

Dass dieses in den Medien und in weiten Teilen der Politik widerspruchlos repetierte Weltbild durchschlagend an der Realität der Schweizer Exportwirtschaft vorbeigeht, ist allen klar, die sich praktisch und nicht theoretisch mit der Marktwirtschaft befassen.

Das Ausmass der Falschheit dieses Weltbilds zeigt sich jetzt aber mit entblösster Deutlichkeit in der sich anbahnenden Beziehung zwischen der Schweiz und Post-Brexit-Grossbritannien. Anstatt zu jammern und zu klagen wie bei der EU, unterzeichnet Bundesbern mit den Briten in aller Ruhe Handelsverträge, auf dass der freie Handel zwischen den beiden Staaten auch nach dem Brexit ganz normal und, ja, bilateral geregelt weitergehe.

Bern einigt sich mit London problemlos, und ich betone: p-r-o-b-l-e-m-l-o-s, sogar auf Kontingente beim Personenverkehr, was man



Man sehe, höre und staune: Fox (l.), Parmelin.

damals bei der Nichtumsetzung des Volksentscheids gegen die Masseneinwanderung schlicht zu einem Ding der Unmöglichkeit erklärt hatte. Und nicht zu vergessen: Grossbritannien ist als hochentwickelter Finanzplatz punkto Personenaustausch besonders wichtig für die Schweiz. Wenn man sich bezüglich Freizügigkeit mit den Briten einigen kann, dann kann man sich auch mit Deutschland, Schweden oder Finnland einig werden.

Man sehe, höre und staune: Mit vernünftigen Staaten sind vernünftige Verträge auf Augenhöhe und in wechselseitigem, also bila-

teralem Interesse jederzeit möglich. Es braucht keinen Rahmenvertrag, es braucht keine institutionelle Ankettung, es braucht keine aufgezwungene Rechtsübernahme, es braucht keine fremden Richter, Pseudo-Schiedsgerichte oder Guillotinen.

Wenn er von der EU redet, sagt der Bundesrat immer, es brauche jetzt endlich eine «Normalisierung» der Beziehungen mit Brüssel und das Instrument hierfür sei das institutionelle Abkommen. Wie abnormal der institutionelle Vertrag ist und wie abwegig dessen Anpreisung durch den Bundesrat erscheint, zeigt sich in der wohlthuenden bilateralen Normalität der schweizerisch-britischen Beziehungen in der Post-Brexit-Ära.

Die ganz normale Normalität gleichberechtigter Freihandelsbeziehungen am Beispiel des schweizerisch-britischen Freihandelsvertrags: Die grosse Schweizer Wirtschaftsphilosophin Simonetta Sommaruga erklärte uns im Bundeshaus mehrfach, warum solche Freihandelsbeziehungen nicht ausreichen, warum es mehr braucht, warum wir uns im ureigenen Interesse unter die Knute Brüssels begeben müssen, um Wohlstand, Wissenschaft und eine Zukunft zu bekommen.

Die neuen Verträge mit Grossbritannien bringen die geballte Hohlheit solcher Beteuerungen jetzt aufschlussreich zum Klingen.

Das fussfällige Bittstellerdenken, diese sklavenhafte Bürokratenmentalität, die masslose Selbstüberschätzung einer Verwaltung, die immer grösser wird und den Bundesrat zusehends fernsteuert: Sie drücken ganz offensichtlich auf die verbeamtete schweizerische Aussenpolitik durch. Deshalb ist es, hoffentlich, jetzt eine für alle Beteiligten heilsame Erfahrung, wenn es auch anders geht, wenn man mit einem grossartigen und geschichtsträchtigen freiheitlichen Staat wie Grossbritannien klassische bilateral-gleichberechtigte Verträge unter unterschiedlichen Partnern abschliesst.

Es soll mir niemand sagen, dass solche Verträge nicht auch mit Deutschland, Italien, Frankreich oder Polen nach einem EU-Austritt möglich wären. Oder sind unsere Regierungskreise bereits so tief in mentaler Gefangen- oder Komplizenschaft in die Brüsseler Überbürokratie verstrickt, dass sie sich die Vorteile und die Normalität einer echten bilateralen Beziehung gar nicht mehr vorstellen können? Selbst stolze Jagd- und Greifvögel, habe ich mir auf einer Vogelfarm in Wales erklären lassen, gewöhnen sich an die Käfighaltung, wenn ihnen jemand pünktlich Futter und Wasser in den Napf schiebt.

Das Schulbeispiel mit Grossbritannien entlarvt, wie überängstlich-unterwürfig die Bundesverwaltung, der ihr hörige Bundesrat und die durchbürokratisierten Wirtschaftsverbände gegenüber der Europäischen Union auftreten.



*Albanische Wurzeln*: Qëndresa Sadriu. Seite 12



«Reinheit und Güte»: Michael Jackson. Seite 58



«Wenn sich nichts ändert,  
ist es nur eine Frage der  
Zeit, bis Juden aus  
Deutschland wegziehen.»

*Michael Wolffsohn*: Seite 44

## Titelgeschichte

- 16 **Müssen wir das Klima retten?**  
Verantwortungslose Klimapolitik
- 19 **FDP** Symbolpolitik

## Kommentare & Analysen

- 5 **Editorial**
- 9 **Kommentar**  
Tulpen und Rosen
- 10 **Schweiz** Rien ne va plus
- 10 **Diplomatie** Draussen bleiben
- 11 **Debatte** Tatort Wickeltisch
- 12 **Kopf der Woche** Qëndresa Sadriu:  
Eine Geschichte aus der Schweiz
- 22 **Essay der Woche**  
Heimat, fremde Heimat
- 26 **Mörgeli**  
Verhältnismässiges Dominospiel
- 26 **Bodenmann** In der Not der Oskar
- 27 **Medien**  
«Meint ihr das wirklich ernst?»
- 27 **Die Deutschen** Total normal
- 47 **Ausland** Trump & Kim 2.0

## Inland

- 30 **Powerplay gegen Hilfswerke**  
Brüssel und die Schweizer NGOs
- 32 **Maurers superbes Projekt**  
Neues Informatiksystem
- 33 **Philippe Rebord**  
Der Armeechef kämpft sich zurück
- 35 **Enkeltrick der Juso**  
Jungsozialisten täuschen Alte
- 37 **Doppelnamen** Unnötiges Revival
- 41 **AHV** Zugriff mit voller Gewalt

## Ausland

- 44 **Fluch der guten Tat**  
Antisemitismus in Deutschland
- 45 **Frexodus**  
Bald ein Europa ohne Juden?
- 46 **«Koscherstempel für Antisemitismus»**  
Holocaustforscherin Deborah Lipstadt
- 48 **Paul Collier** Der Starökonom  
über sein neustes Werk
- 50 **Massenflucht aus Venezuela**  
Maduros Diktatur und die Folgen
- 51 **Inside Washington** Notstand

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 20 **Brief aus dem Silicon Valley**  
Digitalisierung des Eigentums
- 36 **Als wär's ein Stück Rind**  
Fleisch, ohne Tiere zu schlachten
- 38 **Steuervögte auf dem Schloss**  
Neuer Angriff der OECD
- 39 **«Bezahlen für den Marktzugang»**  
Ökonom Dieter Pfaff
- 42 **Spürnase für Raketen**  
Investment-Camitalist Klaus Hommels

## Kultur & Gesellschaft

- 24 **David Schärer** Werber und Meister  
im Generieren von Aufmerksamkeit
- 34 **Generation Schlaffi**  
Der Mann wird immer femininer
- 52 **Ikone der Woche** Karl Lagerfeld
- 54 **Thomas Hirschhorn**  
Besuch beim Schweizer Künstler
- 57 **Samuel Schirmbeck**  
Neues Buch des Maghreb-Kenners
- 58 **Dokumentarfilm**  
War Michael Jackson pädophil?
- 59 **Julian Barnes** Geschichte einer  
gescheiterten Beziehung

## Rubriken

- 7 **Im Auge** Simon Emil Ammitzbøll
- 14 **Personenkontrolle**
- 15 **Nachruf** Bruno Ganz
- 28 **Darf man das?**
- 28 **Leserbriefe**
- 29 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Die Bibel** Danke
- 60 **Kino** «Vice»
- 61 **Knorrs Liste**
- 61 **Jazz** Christoph Irniger Pilgrim
- 62 **Thiel** Dialektik
- 62 **Namen**  
Ausnahmestand im Nobelort
- 62 **Fast verliebt** Kreisel der Wut
- 63 **Unten durch** Bullenweine
- 64 **Wein**  
Der Geschmack des Steins
- 64 **Salz & Pfeffer**  
Ohne Schlagseite
- 65 **Auto**  
Porsche Cayenne Turbo
- 66 **Tamaras Welt**  
Tyrannei der Dauerempörten



# Ihr Immobilientraum?



5 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhaus  
8127 **Forch-Küsnacht**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 2'395'200.- Bezug nach Vereinb.  
[www.ufdeforch.ch](http://www.ufdeforch.ch)



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.wilerbuch.ch](http://www.wilerbuch.ch)



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



5 ½ Zi. Attika-Wohnung  
8610 **Uster**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 1'900'000.- Bezug nach Vereinb.  
[www.schwizerstrasse35.ch](http://www.schwizerstrasse35.ch)

Sorry, es sind leider alle Einheiten vermietet!



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8413 **Neftenbach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'140'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ Zi. Dach-Eigentumswohnung  
8184 **Bachenbühlach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 1'900'000.- Bezug nach Vereinb.  
[www.ridere-bachenbuelach.ch](http://www.ridere-bachenbuelach.ch)

Sorry, es sind leider alle Einheiten vermietet!



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen  
8135 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
Preis 1'765'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ u. 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.duo-dietikon.ch](http://www.duo-dietikon.ch)



Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!

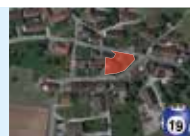
4 ½ Zi. Garten-Eigentumswohnung  
8127 **Forch-Maur**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Miete 4'800.- p.Mt., Kauf 1'900'000.- Bezug nach Vereinb.  
[www.amena-forch.ch](http://www.amena-forch.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis auf Anfrage, Bezug ab Winter 2020  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
Standort: [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)

Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienträume verwirklicht werden können? Melden Sie sich bei unserem Chef [ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder Tel. 052 235 80 00.





Auch die engagiertesten Medienmanager können nicht alles alleine machen.



Finden Sie passende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Auf dem führenden Jobportal der Kommunikationsbranche. [persoenlich.com/stellenmarkt](https://persoenlich.com/stellenmarkt)

**DIE WELTWOCH**

# «Die Weltwoche, Switzerland's leading German-language opinion weekly»

The Washington Post

Abonnieren Sie jetzt.

**Probeabo:**

8 Ausgaben nur Fr. 38.–

Telefon 043 444 57 01

[kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch)



[www.weltwoche-entdecken.ch](http://www.weltwoche-entdecken.ch)



# Tulpen und Rosen

Von Peter Keller — Auch gleichgeschlechtliche Paare sollen heiraten dürfen. Doch die Ehe für alle führt nicht nur begrifflich auf Abwege.



Darf Carla Janka bei Frauen-Skirennen antreten?

Die Rechtskommission des Nationalrats hat deutlich – mit 19 zu 4 Stimmen bei einer Enthaltung – einer Neudefinition der Ehe zugestimmt: Auch gleichgeschlechtliche Paare sollen bald heiraten dürfen. Ehe für alle.

Was sagt die Bundesverfassung? Sie garantiert das Recht auf Ehe und Familie und in Artikel 8: «Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich.» Das klingt wunderbar und scheint auch zwingend die Ehe für alle einzuschliessen. Wie strikt ist aber die «Gleichheit vor dem Gesetz» zu verstehen? Selbstverständlich soll jeder für das gleiche Vergehen gleich bestraft werden. Oder doch nicht? Autofahrer mit einem höheren Einkommen zahlen höhere Bussen für Verkehrsübertretungen. Sieht so die Gleichheit vor dem Gesetz aus? Nein. Aber man kann durchaus der Meinung sein, dass eine Busse gleich weh tun sollte und darum je nach Lohn höher ausfallen müsste.

Nicht jede Unterscheidung ist schon eine Diskriminierung. Für gleichgeschlechtliche Paare gibt es die Möglichkeit, ihre Partnerschaft eintragen zu lassen und damit gegenseitig Rechte und Pflichten zu übernehmen. Ob dazu auch die Möglichkeit von Adoptionen und Samenspenden gehört, wie es die Mehrheit der nationalrätlichen Rechtskommission fordert, soll politisch ausgehandelt werden. Wer aber jede kritische Anmerkung von vorne-

herein als «homophob» abtut, handelt demokratophob.

Die «Homo-Ehe» gab auch am Parteiprogrammtag der SVP zu reden. Als Programmverantwortlicher habe ich die Diskussion geleitet. Der Begriff Ehe ist kulturell gewachsen und beschreibt die Verbindung zwischen Mann und Frau. Ich verwies auf den Blumenstraus vor dem Rednerpult aus weissen Tulpen und Rosen. Eine Rose ist eine Rose und eine Tulpe ist eine Tulpe. Ist es nun «diskriminierend», wenn wir einer Rose weiterhin Rose sagen – und der Verbindung zwischen Mann und Frau Ehe? Gleichgeschlechtliche Paare können sich rechtlich binden, auch ohne dafür den Begriff Ehe zu beanspruchen. So wie Tulpen und Rosen als Tulpen und Rosen ein schönes, vielfältiges Blumengebilde abgeben.

## Fortgeschrittene Transgender

In einem Kommentar in der NZZ war zu lesen, gerade konservative Geister sollten sich doch über die Ausweitung der Ehezone freuen, schliesslich sei die Ehe «bünzlig», «oft langweilig» und passe daher bestens zur – ebenfalls konservativen – Schweiz. Abgesehen davon, dass wohl nicht jede Beziehung ohne Trauschein eine Garantie für aufregenden Sex ist: Wie weit soll die Öffnung der Ehe gehen? Warum dürfen nähere Verwandte einander nicht auch heiraten? Mit welcher Begründung soll die Vielehe untersagt bleiben? Was spricht gegen stabile Liebesverhältnisse zu dritt oder zu viert? Selbstverständlich in allen Kombinationen von Männern und Frauen. Und wer ist Frau? Und bleibe ich Mann? Wenn der Begriff Ehe geöffnet wird, warum denn nicht auch die Definition von Mann und Frau?

Das «Konzept von Mann und Frau» in der modernen Welt sei «allzu schwarzweiss», war in der NZZ an anderer Stelle zu erfahren. «Denn auf dem gesellschaftlichen Parkett gibt es inzwischen viel mehr als Mann und Frau, hetero und homo. [...] Man ist transgender, crossgender, genderless und auch gender-fluid.» Was heisst das rechtlich und konkret? Darf Carlo Janka als Carla Janka künftig bei Frauen-Skirennen antreten? Muss denn ein genderfluid 18-Jähriger noch die Rekrutenschule absolvieren? Was ist mit dem fortgeschrittenen Transgender, der mit 64 in Rente gehen will wie seine selbstgewählten Geschlechtsgenossinnen?

Unterscheidungen schaffen auch Klarheit. Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose. Eine Ehe ist eine Ehe und soll eine Ehe bleiben.

# Am Geldautomaten



Simon Emil Ammitzbøll, Däne.

Die Dänen sind ja nur noch das drittglücklichste Volk der Welt, nach Finnland und Norwegen und nach jahrelanger Dominanz dieses Befindlichkeitsrankings. Es ist etwas faul im Staate, wie schon Hamlet ahnte. Obwohl: Geld stinkt nicht. Aber der dänische Wirtschafts- und Innenminister Simon Emil Ammitzbøll, 42, will subito die 500-Euro-Note aus dem Verkehr ziehen und lässt es auf einen handfesten Streit mit dem europäischen Zentralbankpräsidenten Mario Draghi ankommen. An dem 82 mal 160 Millimeter messenden Schein haftet das subversive Aroma von Geldwäsche, Terrorfinanzierung, Drogendealern und Schwarzarbeit, und auf diesen Schwarzpeter hat niemand Herausgeld. Seit 2014 wird die Note ohnehin nicht mehr gedruckt, aber formal als Zahlungsmittel akzeptiert in einem Eiertanz über das Verfalldatum unter den EU-Nationalbanken. Bis jetzt Ammitzbøll eigenmächtig dieses Kriminellenbillett aus dem Land und seinen Geldautomaten verbannt. Dänemark verfügt ohnehin über seine eigene Währung, die Krone.

Unzimmerlichkeit und Machtspiele der dänischen Politik haben das Publikum der Fernsehserie «Borgen – Gefährliche Seilschaften» mit der ersten Frau als Regierungschefin weltweit fasziniert. Und der Minister Ammitzbøll scheint diesem Panoptikum direkt entsprungen. Ein Chamäleon, das sich mit den politischen Jahreszeiten häutet und verfärbt. Als junger Sozialwissenschaftler schloss er sich der alten Linkspartei Det Radikale Venstre an und wurde 2005 Abgeordneter des Folketing. Er gründete eine eigene Partei, Borgerligt Centrum, trat aber bereits nach einem Jahr der Liberal Alliance bei und 2016 ins Kabinett Rasmussen ein. Es war auch das Jahr, als sein Ehemann Henning Olsen nach langer Krebskrankheit starb. Er fand sein Glück wieder, mit einer Frau, seiner Kampagnenleiterin Kristine Bille, 36, mit der er ein Kind hat. Er hat riesige Pläne, ein Archipel von neun Industrieinseln mit 12 000 Arbeitsplätzen vor Kopenhagen – der Minister ist auf Kapitalsuche, möglichst in kleinen Scheinen. Peter Hartmann

## Rien ne va plus

Von Beat Gygi — Rahmenvertrag: Chefunterhändler Balzaretti verhindert Nachbesserungen.

Der Kampf um den Rahmenvertrag mit der EU wird hektischer. Vor dem Wochenende hat der Wirtschaftsdachverband Economie-suisse zusammen mit dem Think-Tank Avenir Suisse und Branchenverbänden ein Ökonomen-Hearing veranstaltet. Am Dienstag trat Economie-suisse mit einem ausführlichen Dossier an die Öffentlichkeit, um einmal mehr nachdrücklich für ein institutionelles Abkommen mit der EU zu werben. Gleichtags veröffentlichten die Europaminister der EU-Staaten in Brüssel eine Stellungnahme zu den Beziehungen EU-Schweiz, in der sie bedauern, dass der Bundesrat das vorliegende Verhandlungsergebnis zum institutionellen Rahmen nicht gebilligt habe, sie rufen die Schweizer Regierung dazu auf, den

Entwurf nun zu unterstützen und dem Parlament zur Annahme vorzulegen.

Zudem bekräftigen die Minister, dass die «vier Freiheiten» des Binnenmarktes unteilbar seien, die Personenfreizügigkeit also zwingend dazugehöre. Zudem sei das Freihandelsabkommen von 1972 zu



Voreilig: Balzaretti.

modernisieren. Lob erfährt die Schweiz dafür, dass sie die Masseneinwanderungsinitiative so laue umgesetzt hat, scharf wird der Ton da, wo die «rasche und bedingungslose Annahme» der zweiten Kohäsionsmilliarde zugunsten der EU durch die Bundesversammlung gefordert wird.

Letzte Woche hat sich Staatssekretär Roberto Balzaretti, der Schweizer Verhandlungsleiter und auf Twitter als Balza1 bekannt, mit einem Interview in den Tamedia-Medien in die Debatte eingebracht. Warum tat er das? Das Gespräch kam naturgemäss so heraus, dass er sich gegen die Kritik am Vertragsentwurf wehrte und erklärte, warum der Entwurf ausgewogen sei und «unseren Anliegen in hohem Masse» Rechnung trage. Balzarettis Auftritt muss so gedeutet werden, dass keine Nachverhandlungen mehr stattfinden. Das entspricht der EU-Position und ist ein Signal an all die Verbände, Gewerkschaften, Parteien, Politiker und Manager, die heute «ja, aber» zum Entwurf sagen. Ein Verhandlungsführer, der mitten im Seilziehen vors Publikum tritt, von seinen Überlegungen erzählt und das Ergebnis lobt, kann nicht mehr zurück ins Verhandlungszimmer.

## Draussen bleiben

Von Gerhard Pfister — Im Uno-Sicherheitsrat, der über Krieg und Frieden entscheidet, kann unser Land als neutraler Vermittler nur verlieren.

Die Uno ist die einzige Organisation, in welcher praktisch alle Staaten dieser Welt vertreten sind. Ein einzigartiges Forum für den Austausch und die Zusammenarbeit zwischen den Nationen, um die globalen Herausforderungen auch global angehen zu können. Auch die Uno ist eine Organisation, die hinter den selbst gesetzten Zielen zurückbleibt. Das liegt in der Natur der Sache. Dennoch steht die Uno auch immer wieder in der Kritik. Die Generalversammlung sei wirkungslos, die Uno käme bei zentralen Reformen nicht vom Fleck oder sie habe an Bedeutung verloren und habe keinen Rückhalt mehr bei den Mitgliedstaaten. Grösster Kritikpunkt ist aber der Uno-Sicherheitsrat, welcher sich aus fünf ständigen und zehn nichtständigen Mitgliedern zusammensetzt. Das einflussreichste Organ der Uno, welches quasi über Krieg und Frieden wacht. Und genau für dieses Organ hat sich die Schweiz als nichtständiges Mitglied beworben. Sie soll sich in den Jahren 2023/24 für mehr Sicherheit und Frieden engagieren.

### Die eigenen Stärken zählen mehr

Die Schweiz ist seit 2002 Mitglied der Uno, was eine Mitarbeit im Sicherheitsrat grundsätzlich möglich macht. Aber macht es auch Sinn, in diesem Einsitz zu nehmen? Wenn ein Staat gegen den Weltfrieden verstösst, dann kann der Sicherheitsrat verbindliche und bei schweren Verstössen sogar militärische Massnahmen anordnen. Bei allen zu beurteilenden Fragen müsste sich die Schweiz entscheiden und Partei ergreifen. Gerade in einer Zeit, wo Konflikte zunehmen, wo geopolitische Verschiebungen drohen, ist es wichtig, dass sich die Schweiz auf die eigenen Stärken besinnt. Sie kann im Uno-Sicherheitsrat nicht viel beitragen, weil die ständigen Mitglieder die wichtigen Entscheidungen durch ihr Veto sowieso blockieren und weil sie sich aufgrund ihrer Unparteilichkeit immer wieder der Stimme enthalten müsste.

Warum nicht Energie und Geld für die Stärke der Schweiz verwenden? Nehmen wir nur als Beispiel den Iran, wo die Schweizer Botschaft seit dem Jahr 1980 die diplomatischen und konsularischen Interessen der USA vertritt. US-Präsident Donald Trump hat das im Juli 2015 zwischen dem Iran und den vier ständigen Mitgliedern des Uno-Sicherheitsrates sowie Deutschland vereinbarte Atomabkommen einseitig gekündigt. Ist es in so einer komplexen, volatilen und unsicheren Situation nicht besser, die Schweiz übt weiterhin

glaubwürdig eine neutrale Vermittlerrolle in Teheran aus? Im Jahre 2023 wäre dies kaum mehr der Fall, wenn die Schweiz Mitglied des Sicherheitsrats ist.

Als der Bundesrat die Kandidatur 2011 beschloss, sah die Welt durchaus anders aus. Die USA, Russland und China setzen sich seither immer stärker über internationale Gremien und Vereinbarungen hinweg und kehren zurück zu einer Machtpolitik, wie sie die europäischen Staaten vor dem Ersten Weltkrieg betrieben haben. Der Sicherheitsrat wird zur Bühne einer neuen Grossmachtpolitik.

Die Schweiz hat im Sicherheitsrat meiner Meinung nach nichts auszurichten. Sie käme nur neutralitätspolitisch in Teufels Küche. Die wertvollen Beiträge der Schweiz zur Verständigung, zum Dialog zwischen den Völkern wären gefährdet. Schwer vorstellbar, dass beispielsweise der Iran und/oder die USA weiterhin auf die Schweiz setzen würden, um miteinander den minimalen Kontakt aufrechtzuerhalten. Engagieren wir uns für das internationale Genf. Setzen wir uns ein für die Ziele der Uno, des Europarats, der OSZE und der OECD und vielen anderen multilateralen Organisationen. Der Bundesrat tut gut daran, diese Bewerbung für einen Sitz im Uno-Sicherheitsrat nochmals zu prüfen.

Gerhard Pfister ist Präsident der CVP Schweiz.



Bühne einer neuen Grossmachtpolitik.



# Tatort Wickeltisch

Von Daniela Niederberger — Ein Kinderbetreuer missbrauchte in einer Krippe zwei kleine Buben. Der Bund findet trotzdem, es brauche mehr Männer in Kitas. Weshalb eigentlich?



Ist die Befindlichkeit des Mannes wichtiger als die Sorge der Mutter um ihr Kind?

Was darf ich jetzt noch? Darf ich mir das Kind auf den Schoss setzen zum Geschichtenerzählen? Darf ich es umarmen, wenn es traurig ist?», jammerte Kinderbetreuer M. N.\* vor vier Jahren im Radio SRF. In der Sendung ging es um ein Projekt der Pädagogischen Hochschule St. Gallen (PHSG), mit dem die Inklusion von Männern in Kitas gefördert werden sollte. Der Bund unterstützte das Projekt ebenso wie jenes unter dem Namen «Mehr Männer in die Kinderbetreuung!» (Maki) – insgesamt mit rund 340 000 Franken. Transparenz sei wichtig, so M. N. weiter, «ich kommuniziere, dass ich ein Kind wickeln gehe». So waren die Vorurteile bei den Eltern praktisch weg.

M. N. missbrauchte zwei Buben und drehte Kinderpornos, wie unterdessen herauskam.

In einem Handbuch gibt die PHSG Praxistipps für Kitas: Wenn eine Mutter nicht möchte, dass ein Mann ihr Kind wickelt, solle man diesem Wunsch nicht nachkommen. Denn die Kita habe gegenüber dem Mitarbeitenden eine «Fürsorgepflicht». Würde Franziska Vogt, Professorin an der PHSG und Mitautorin, das immer noch so sagen? «Ja.» Die Kita habe auch gegenüber ihren Mitarbeitenden eine Fürsorgepflicht, das heisst, sie müsse sie vor Diskriminierung schützen.

Ist also die Befindlichkeit des Mannes wichtiger als die Sorge der Mutter um ihr Kind? «Es

geht um Rechte. Um das Recht des Kindes auf Schutz vor sexueller Ausbeutung, dann um das Recht des Arbeitnehmers, nicht diskriminiert zu werden aufgrund seines Geschlechts.» Schliesslich sei es das Recht der Eltern, zu entscheiden, wie sie ihr Kind betreuen wollen. Mit anderen Worten: Sie müssen es ja nicht in die Krippe bringen.

Wenn es diskriminierend ist, Bedenken zu haben gegenüber einem Mann, besteht dann nicht die Gefahr, dass Kitas sich nicht mehr getrauen, genau hinzuschauen und das Geschlecht zum Thema zu machen?

## Andere Seite der Gleichstellung

Doch warum braucht es überhaupt Männer in Kitas? Nadine Hoch, die Geschäftsleiterin von Kibesuisse, dem Verband Kinderbetreuung Schweiz, sagt: «Die Bildung, Betreuung und Erziehung von Kindern ist Aufgabe beider Geschlechter.» Und Lu Decurtins, der das Projekt Maki leitete, sagt: «Kinder lernen von Vorbildern, von den verschiedenen Menschen, die sie um sich haben. Es ist gut, wenn in der Kita die Realität abgebildet ist.»

Können aber Frauen nicht eher Wärme und Geborgenheit geben? «Wärme und körperliche Nähe haben die Kinder von Mutter und Vater. In der Kita erhalten sie professionelle Pflege, Achtsamkeit und Zuwendung. Das

können Männer genauso gut geben.» Weshalb muss es speziell gefördert werden, dass Männer in den Beruf einsteigen? «Es geht darum, dass der männliche Teil der Gleichstellung erfüllt wird; dass Männer ihren Anteil an der Betreuungsarbeit leisten», sagt Decurtins und fügt an: «Wenn Sie für Gleichstellung sind, sollte das einleuchten. Wenn Sie aber zum Beispiel denken, es sei egal, wenn Männer mehr verdienen als Frauen, dann erachten Sie dies als unwichtig.»

Jacques Hefti ist Verwaltungsratspräsident der Fiorino AG, die jene Kita betreibt, in der die Übergriffe passierten. Zwei von rund 500 Kindern wurden abgemeldet. «Natürlich ist es in Ordnung, dass man sich solche Fragen stellen darf», sagt er. Untersuchungen zeigten aber, dass das Risiko von Grenzverletzungen nicht in erster Linie eine Geschlechterfrage sei. Man dürfe auch durch einen schrecklichen Einzelfall nicht alle männlichen Betreuer unter Generalverdacht stellen. «Bei uns haben wir einen leicht höheren Männeranteil als im Schweizer Mittel, wo er bei 8 Prozent liegt.»

Ganz so akzeptiert sind Männer aber nicht überall. Die Geschäftsleiterin einer grossen Kita-Kette sagt, Eltern seien kritisch, vor allem Ausländer.

Manuel Wieser ist stellvertretender Geschäftsführer der Kita Rumpelchischtä in Winterthur. Dass Eltern mittlerweile skeptischer geworden seien, ist ihm nicht aufgefallen. Wenn ein Mann neu ins Team komme, verschicke man einen Wickelbrief an die Eltern. Wer nicht wolle, dass sein Kind von einem Mann gewickelt werde, dürfe sich in dieser Angelegenheit melden. Bislang sei das nicht geschehen. Wie überall werde bei offenen Türen gewickelt. Der Verband rate zum Vier-Augen-Prinzip – dafür fehle häufig das Personal. Das Handy der Mitarbeiter bleibe während der Arbeit im Spind, so Wieser.

Warum braucht es Männer in den Kitas? «Wie sieht denn das normale Familienbild aus?», fragt Wieser zurück. Auch hätten viele Kinder heute keinen Vater.

Michael Tobler\* ist wütend. «Wegen solcher Deppen» müsse man sich überall rechtfertigen. Er leitet ein Team, sie sind drei Männer und fünf Frauen. Der ganze Diskurs ist in seinen Augen überflüssig. «Will eine Frau Auto-mechaniker werden, finden das alle in Ordnung.» Jetzt kommt es ihm vor wie nach einem «megaschweren Unfall» durch einen LKW-Fahrer. «Die Arbeitskollegen müssen weiterfahren.»

Er liebt seinen Beruf. Aber die Kinder auf den Schoss nehmen, wie M. N. erzählte? «Das ist ein professionelles No-Go. Es sind nicht unsere Kinder.»

\*Name geändert

# Jenny – Eine Geschichte aus der Schweiz

Von Erik Ebnetter — Qëndresa Sadriu ist 24 und Gemeinderatspräsidentin von Opfikon. Ihre Eltern stammen aus dem Kosovo, und sie findet, die *Weltwoche* wisse nichts über die Leute von dort. Höchste Zeit für eine Begegnung.

Am 7. Februar veröffentlichte die *Weltwoche* einen Artikel über Loredana, eine Rapperin aus Emmenbrücke, die mit ihrer Musik auf Youtube ein riesiges Publikum erreicht. Ihr erster Song, erschienen vor acht Monaten, heisst «Sonnenbrille» und wurde mittlerweile über 40 Millionen Mal geklickt. Loredana, die Wurzeln im Kosovo hat, steht im Video vor einem weissen Mercedes, besingt ihren Fendi- und Cartier-Lifestyle und wirft mit Tausendernoten um sich. «Kosovos feuchter Traum», lautete die Schlagzeile.

Michael Bahnerth, der Autor, erörterte, weshalb Loredana so populär sei. Er schrieb, ihre Fans, unter ihnen mutmasslich viele Albaner und Kosovaren, hätten keinen leichten Stand, «weil man sie stets an jenen ewig Unterschichtigen misst, die zu fünft in einem schwarzen Mercedes durch die Gegend fahren, flache Hinterköpfe haben und Sätze sagen, die so simpel sind wie eine Glatze». Und er fragte sich, ob Loredana vielleicht mitteilen wolle, «dass eine Rolex nicht glücklich macht und dass diese Botschaft ein Weckruf für die Bescheuerten ihrer Landsleute sein soll, mal aufzuhören mit diesem Auto-Kohle-Knarre-Köter-Kack-Ding».

## Wut beim Lesen

«Kosovos feuchter Traum» ist, wenn man so will, «Sonnenbrille» in Essayform: grell, provokativ und nicht ohne Rhythmus. Der Rat der Albaner in der Schweiz sah das anders. Er forderte von der *Weltwoche* eine Entschuldigung, und überhaupt gab der Artikel viel zu reden. Qëndresa Sadriu, deren Eltern einst aus dem Kosovo in die Schweiz gekommen waren, kaufte sich erstmals in ihrem Leben die *Weltwoche*, weil sie wissen wollte, ob es stimme, was erzählt werde: dass ein Magazin alle Klischees aufzähle, die es über Albaner und Kosovaren gebe. Was sie las, machte sie wütend.

Sadriu schrieb der *Weltwoche* einen langen Brief und erklärte, dass der Artikel «komplett unter jeder Gürtellinie» sei. Er verbreite Vorurteile, mehr noch, er schüre Hass, und sie verband ihre Kritik mit einer Einladung an die Redaktion, «unsere Kultur kennenzulernen, denn so wie Sie schreiben, scheinen Sie von Albanern nur hie und da mal etwas gehört zu haben. Sie würden schnell merken, dass Sie nicht viel intellektueller oder fortschrittlicher sind.» Und sie schloss mit dem Satz: «Gerne erwarte ich eine Antwort von Ihnen.»

Ein paar Tage später sitzt Sadriu vor einem Vivi Kola bei «Jacky's im Glattpark» – und



«Öppis, wo Pfupf hät»: Jungpolitikerin Sadriu.



damit tatsächlich an einem Stadtrand, wo Bahnerth die Albaner und Kosovaren verortete. Der Glattpark ist eine grosse Überbauung, die per Tram an die Zürcher City angebunden ist, aber in Opfikon steht, wo Sadriu aufgewachsen ist und bis heute lebt. Es verbindet sie mit Loredana die kosovarische Herkunft und den Wohnort in der Agglomeration – Emmenbrücke liegt bei Luzern –, sonst könnten die beiden unterschiedlicher nicht sein. Zum Treffen ist Sadriu mit dem Velo gekommen.

Sie nennt sich Jenny, weil in der Schweiz kaum jemand weiss, wie man Qëndresa ausspricht. Die Musik von Loredana kenne sie eigentlich nicht, nur einmal habe sie kurz in ein Lied reingehört, «irgendwas mit Sonnenbrille». Sadriu spielt Klavier und hört gerne Klassik, zum Arbeiten auch Rock, wie sie sagt, «öppis, wo Pfupf hät», und wenn man kurz die Augen schliessen und ihr nur zuhören würde, könnte da auch Jenny Meier, 42, aus Opfikon sitzen und im breiten Dialekt aus ihrem Leben erzählen.

Nun ist es so, dass Qëndresa Sadriu, 24, zwar nicht Jenny Meier heisst, aber alle Meiers und Müllers und Sadrus in Opfikon vertritt. Die Gemeinde hat 20 000 Einwohner und ein eigenes Parlament, den Gemeinderat, den Sadriu präsidiert. Sie ist für ein Jahr die «höchste Opfikerin», wie der *Zürcher Unterländer* schrieb, und nachdem sie im Mai in das Amt gewählt worden war, hielt sie eine kurze Rede. Ihr Weg sei nicht immer einfach gewesen, sagte sie damals, und ihre Wahl erfülle sie mit Kraft, um ihre Arbeit fortzusetzen.

### Krebs und Krieg

Die Geschichte, die Sadriu nun gutgelaunt erzählt, handelt nicht von Fendi und Cartier, sondern von Krebs und Krieg. «Sie können mich alles fragen», sagt sie, «aber stellen Sie mich bitte nicht als Opfer dar.» Als sie zweieinhalb war, konnte sie plötzlich nicht mehr auf die Toilette. Sie war mit ihren Eltern in Albanien, wo sie die Ferien verbrachten, und der Arzt, der sie besah, hatte keine Instrumente für eine gründliche Untersuchung. Er empfahl den Eltern, so schnell wie möglich in der Schweiz abklären zu lassen, was dem Kind fehle. Die kleine Familie reiste sofort ab. Die Diagnose, die folgte, lautete Neuroblastom, Krebs.

Die nächsten zwei Jahre war Sadriu oft im Spital, darunter mehrere Monate in der Isolation. Wer sie besuchte, musste einen Schutzanzug tragen. Fiel ihr ein Plüschtier vom Bett, kam es in die Reinigung. Sie wurde dreimal operiert, immer wieder bestrahlt und chemisch therapiert. «Dass mir die Haare ausfielen, ist meine früheste Erinnerung», sagt Sadriu. Wenn sie zu Hause war, durfte sie andere Kinder nur mit Mundschutz treffen. Die Spielgruppe besuchte sie im Kinderspital.

Sie war noch nicht wieder gesund, da begann der Kosovokrieg. Der Vater, der in der

Schweiz als Strassenbauer arbeitete, wollte sich erst der UÇK anschliessen, um gegen die Serben und für ein unabhängiges Kosovo zu kämpfen, entschied sich dann aber dagegen, weil fünfzehn Familienmitglieder auf der Flucht waren und finanzielle Hilfe benötigten. «Wir hatten zeitweise kaum mehr Geld», sagt Sadriu. «Wenn ich ein Schoggi-Ei bekam, war das eine grosse Sache.» Einmal riss der Kontakt zu den Verwandten für drei Monate ab. Ein Cousin des Vaters starb.

«Die schlimmste Zeit kam aber eigentlich danach», erzählt Sadriu. Sie fühlte sich in der Unterstufe von der Lehrerin geplatzt. Einmal musste sie vor der Klasse erzählen, weshalb sie so schnell ausser Atem komme – eine Nebenwirkung der Medikamente –, ein andermal für zwei Stunden in der Ecke stehen. «Ich glaube heute, die Lehrerin mochte keine Ausländerkinder», sagt Sadriu. Die freien Nachmittage verbrachte sie im Kino, wo ihre Mutter arbeitete. Der erste Film, den sie sah, war «Heidi» von Markus Imboden.

Es folgten glückliche Jahre. Die Erhaltungstherapie lief aus, der Krebs war endgültig besiegt, und die restliche Schulzeit erlebte Sadriu als «wahnsinnig schön». Sie engagierte sich in der Schülerorganisation und half mit, einen Jugendraum für Mädchen einzurichten.

### Bei der Ausländerpolitik steht Sadriu, die SP-Gemeinderätin, rechts von ihrer Partei.

Erst als sie eine Lehrstelle suchte, fiel sie wieder in ein Loch. Sie besuchte die Sek A und bewarb sich für das KV, als Optikerin, als Zeichnerin – und erhielt eine Absage nach der andern. «Ich kann es mir nur mit meinem Namen erklären», sagt Sadriu. Sie weitete die Suche aus und bekam nach 286 Bewerbungen schliesslich eine Lehrstelle als Dentalassistentin. Als sie telefonisch davon erfuhr, liess sie das Handy fallen und begann zu weinen.

Die Lehre machte ihr keinen Spass, aber sie schloss sie mit besten Noten ab und hat inzwischen die Berufsmittelschule nachgeholt. In zwei Jahren will sie an die Pädagogische Hochschule, ihr Berufsziel ist Primarlehrerin. Vorerst arbeitet sie, um Geld zu sparen für die Ausbildung. Mit ihrem Lehrmeister, einem Rechtsfreisinnigen, wie sie sagt, ist sie heute befreundet. Sadriu interessierte sich schon in der Sek für Politik und schaute bei Smartvote, einer Online-Wahlhilfe, wer ihre Ansichten am besten vertrete. Es waren meist Sozialdemokraten, manchmal auch Grüne. An der Jungbürgerfeier – die Sadrus wurden Schweizer, als Qëndresa sieben war – sprach sie den Präsidenten der SP Opfikon an. Sie war eben achtzehn geworden.

«Du, du bist doch der SP-Präsident. Ich glaube, ich habe dich in der Zeitung gesehen.»

«Ja, der bin ich.»

«Oh, tut mir leid, ich habe Sie einfach geduzt.»

«Kein Problem, ich bin der Heinz.»

«Freut mich. Ich bin Qëndresa, aber alle sagen mir Jenny. Du, ich würde gerne bei euch im Vorstand mitmachen.»

So forsch ihr Einstieg in die Politik war, so schnell kam sie voran. Wenig später sass Sadriu im Gemeinderat, zwei Jahre danach übernahm sie das Parteipräsidium. Auf die Frage, wo sie sich innerhalb der SP verorte, sagt sie, «ziemlich genau in der Mitte». Nur bei der Ausländerpolitik, da stehe sie rechts von ihrer Partei. Sie finde, Ausländer sollten eine Integrationsvereinbarung unterschreiben. «Aber ich bin nicht rechts», schiebt sie nach, plötzlich verunsichert, sie könnte missverstanden werden. Auf die Bemerkung, bei der *Weltwoche* halte man «rechts» nicht per se für etwas Schlimmes, muss sie herzlich lachen.

### Wahlkampf mit der SVP

Die Lokalpolitik hat sie mit ihrer unkomplizierten Art schnell aufgemischt. «Wahlkampf extrem in Opfikon ZH», titelte der *Blick* im April 2018. Die SP unter Sadriu hatte sich entschieden, die SVP-Kandidatin für das Schulpflegepräsidium zu unterstützen. Auf einmal hingen in Opfikon grosse Plakate mit dem gelben SVP-Sünneli und dem roten SP-Würfel, und Sadriu liess sich zusammen mit Richi Muffler, dem Präsidenten der SVP Opfikon, davor fotografieren.

Das heisst nicht, dass sie die SVP schonen würde. «Manche Plakate sind eine Frechheit», sagt sie. «Kosovaren schlitzten Schweizer auf und solche Sachen, damit wird eine ganze Bevölkerungsgruppe zu Mördern gemacht.» Sadriu, die Dentalassistentin aus Opfikon, ist immer noch Sozialdemokratin, wenn auch keine Jungsozialistin, wie sie überhaupt älter wirkt, als sie ist. In eineinhalb Stunden braucht sie nicht ein englisches Wort. Man könnte meinen, sie gehöre nicht zur selben Generation wie Loredana, die vom «Million Dollar \$mile» singt. Das tätowierte Kleeblatt am linken Handgelenk, gleich über den Pulsadern, zeigt aber, dass Sadriu ein Kind ihrer Zeit ist.

Im Frühling will sie Kantonsrätin werden. Sie steht auf Listenplatz vier, drei Sitze seien für die SP im Bezirk Bülach realistisch. Kinder wünscht sie sich auch, eines oder zwei, aber erst nach dem Studium. Ihr Freund ist Albaner, was Zufall sei – sie habe ihn bei einem Konzert kennengelernt. Nach eineinhalb Stunden muss sie los. Sie verweist mit ihren Eltern und den beiden jüngeren Schwestern für ein paar Tage nach Davos. «Wenn du in der Schweiz aufwächst, packt dich irgendwann das Skifieber», sagt sie. Wir verlassen das «Jacky's» und gehen nach draussen, in schönsten Winterwetter. Sadriu holt ihr Velo. Eine Sonnenbrille trägt sie nicht.

## Personenkontrolle

**Maurer, Schwenk, Brunner, Parmelin, Bertschi, Schilliger, Suhner, Zanetti, Blum, Vidal, Alioth, Leuenberger, Scheuer, Silberschmidt, Corbyn, Gurtner, Riklin, Jott Jenny**

Ueli Maurer, Bundespräsident mit Bodenhaftung, schwingt sich in die Lüfte auf. In den letzten Tagen durfte er den neuen Bundesratsjet in Empfang nehmen. Und zwar direkt aus den Händen von **Oskar J. Schwenk**, Verwaltungsratspräsident von Pilatus Aircraft. Den neuen Businessjet PC-24 hatte Maurer 2014 selber in Auftrag gegeben, als er erstmals Bundespräsident war. Er wollte damals einen 1.-August-Coup landen und die Beschaffung beim Rollout der PC-24 anlässlich des 75-Jahr-Jubiläums der Pilatuswerke feierlich verkünden. Aber dann sickerten die Pläne vorzeitig in die Medien. Dass sich ausgerechnet Maurer um ein neues Flugzeug für den Bundesrat bemühte, ist lustig, weil der SVP-Bundesrat nicht zu den Vielfliegern im Bundesrat gehört. Wenn schon abheben, muss sich Maurer gesagt haben, dann lieber in einem Flugzeug made in Switzerland. (*hmo*)

**Hansjörg Brunner**, Gegner ausgreifender Bürokratie, rennt gegen den Bundesrat an. Der Thurgauer FDP-Nationalrat will nicht hinnehmen, dass die Landesregierung sich um die vom Parlament wiederholt verlangte Einführung einer Regulierungskostenstelle foutiert, die mit dem «Bürokratiewahnsinn» aufräumen soll. Er hat deshalb zusammen mit mehreren Dutzend bürgerlichen Ratskollegen eine Durchsetzungsmotion eingereicht, die der Landesregierung Beine machen will. Doch Brunner beisst beim Departement von Wirtschaftsminister **Guy Parmelin** (SVP) auf Granit: Der Bundesrat will aus Effizienzgründen partout keine neue Behörde einführen und lässt sich auch von einer Durchsetzungsmotion nicht beeindrucken, wie er Brunner dieser Tage wissen liess. Damit tut der Bundesrat für einmal das, was sonst das Parlament gegenüber dem Volk gerne tut: Er setzt die ihm erteilten Aufträge einfach nicht um. (*fon*)

**Hans-Jörg Bertschi**, Unternehmer, fällt aus dem Rahmen. Der Verwaltungsratspräsident der Bertschi Group, welche 3000 Mitarbeiter in 38 Ländern beschäftigt und 920 Millionen Umsatz schreibt, hat mit gleichgesinnten Unternehmern das «Wirtschafts-Komitee für Insta-Nachverhandlungen» gegründet. Das berichtet der *Tages-Anzeiger* in seiner gestrigen Ausgabe.



*Flugpläne*: Schwenk (l.), Maurer.



*Kopfschütteln*: alt Bundesrat Leuenberger.



*Sololauf in Richtung Brüssel*: Silberschmidt.



*Rote Linien*: Unternehmer Bertschi.



*Krokodilstränen*: Labour-Chef Corbyn.

Ziel der Gruppierung ist die Bekämpfung des Rahmenabkommens in seiner derzeitigen Form. Den «Interessen der Schweiz und ihrer Wirtschaft» trage der Text zu wenig Rechnung, zu viele rote Linien seien überschritten. Mit von der Partie sind, unter anderen, auch der Unternehmer und FDP-Nationalrat **Peter Schilliger** sowie **Otto Suhner**, Verwaltungsratspräsident des gleichnamigen global erfolgreichen Herstellers von industriellen Spezialwerkzeugen und Sonderkomponenten. (*fsc*)

**Claudio Zanetti**, Beschwerdeführer, ist ein aufmerksamer Hörer des Schweizer Radios. Als solchem ist ihm eine «groteske Einseitigkeit» des «Echos der Zeit» beim Thema Antisemitismus aufgefallen. Das schreibt der SVP-Nationalrat in einer Beschwerde an Ombudsmann **Roger Blum**. Das Nachrichtenmagazin würde den «islamistischen Antisemitismus konsequent ausblenden, ja verharmlosen». Zum Beleg seiner These führt er mehrere Beiträge an. So etwa diesen: Als die 85-jährige behinderte Holocaust-Überlebende Mireille Knoll im März 2018 von einem muslimischen Extremisten in ihrer Wohnung ver-

gewaltigt, gefoltert und ermordet wurde, liess das «Echo» den «altkommunistischen Journalisten **Dominique Vidal** zu Protokoll geben: «Antisemitismus ist in Frankreich heute eine Randerscheinung.» Und als Anfang dieser Woche etliche Labour-Abgeordnete die Partei von **Jeremy Corbyn** verliessen, verschwieg Korrespondent **Martin Alioth** seinem Publikum, dass «Corbyns Antisemitismus einer der wichtigsten Gründe für den Schritt der Dissidenten ist», so Zanetti. (*fsc*)

**Moritz Leuenberger**, Pfarrerssohn, lässt Deutschland wissen, wie man gute Verkehrspolitik macht: mit dem fünften Gebot «Du sollst nicht töten». Im Jahr 2000 sei ihm schlagartig klargeworden, dass ihm das Amt einen ethischen Auftrag, eine Mission gar, auferlegt habe, sagte der frühere SP-Bundesrat dem Nachrichtenmagazin *Spiegel*: «Wie kann ich als Verkehrsminister Todesfälle verhindern?» Der «Feind der Raser», der «kluge Verkehrsminister, der keiner Lobby hörig war» habe mit dem Programm «Via sicura» dafür gesorgt, dass die



Schweizer Strassen heute zu den sichersten der Welt zählten, lobt der *Spiegel*. Für den deutschen Amtsinhaber **Andreas Scheuer**, der nichts von Tempolimiten auf Autobahnen hält, hat Leuenberger nur Kopfschütteln übrig. Dass Scheuer, der Christsoziale, aus dem fünften Gebot offenbar keinen politischen Auftrag ableite, mache ihn sprachlos. (*fon*)

**Andri Silberschmidt**, Sprachakrobat, ist Präsident der Jungfreisinnigen Schweiz (JFS). Vor kurzem brütete sein Vorstand lange über dem Rahmenabkommen und einigte sich auf folgende Position: Die Jungfreisinnigen «begrüssen das Abkommen in seinen Grundzügen, allerdings genügt es in der gegenwärtigen Form den Anforderungen der JFS nicht». Man fordere den Bundesrat auf, «präzise Verbesserungen auszuhandeln». Präsident Silberschmidt dagegen flötete in den sozialen Medien, seine Partei habe sich «im Grundsatz für das institutionelle Abkommen» ausgesprochen, es brauche lediglich «präzise Verbesserungen in einem Zusatzprotokoll». Der Sololauf in Richtung Brüssel irritierte Freund und Feind. (*fsc*)

**Jeremy Corbyn**, Revolutionsfossil, vergiesst Krokodilstränen. Er bedauerte öffentlich, dass sieben Fraktionsmitglieder seine Labour Party verlassen und fortan als «Unabhängige» im Unterhaus politisieren werden. Sie werfen ihrem Parteiführer Antisemitismus vor. Auch hege er Sympathien für den Brexit, weil die EU für ihn ein kapitalistisches Monster sei. Trotz seinem Bedauern wird sich Corbyn heimlich über den Abgang der sieben freuen. Bei den nächsten Parlamentswahlen können seine Genossen in deren Wahlkreisen linke Kandidaten nach dem Geschmack des Chefs aufstellen und müssen sich nicht mehr mit sozialdemokratischen Rechtsabweichlern herumschlagen. Denn für solche hatte es aus der Sicht von Corbyn noch nie Platz in der Partei. (*hü*)

**Kuno Gurtner**, Landlord, beanstandet die Darstellung der *Weltwoche*. In der «Personenkontrolle» vom 14. 2. 19 in Sachen Nationalrätin **Kathy Riklin** (CVP) sei von einer «neuen Vermietungspraxis» die Rede, gemäss der die Stadt Zürich «keine reichen Bewohner mehr» in ihren Wohnungen dulde. «Prominentes Opfer der neuen Vermietungspraxis» sei der Entertainer **Christian Jott Jenny**. Dazu schreibt Gurtner als Kommunikationschef der städtischen Liegenschaftenverwaltung: «Tatsächlich hat Liegenschaften Stadt Zürich Jenny aufgefordert, seine Wohnung zu kündigen. Die Aufforderung stand aber nicht im Zusammenhang mit der neuen Vermietungsverordnung. Jenny war gemäss Mietvertrag zum zivil- und steuerrechtlichen Wohnsitz in der Stadt Zürich verpflichtet. Mit seiner Wahl zum Gemeindepräsidenten von St. Moritz war diese Vorgabe offensichtlich nicht mehr erfüllt.» (*fsc*)

## Nachruf



*Eine Art Robinson*: Schauspieler Ganz, 1967.

**Bruno Ganz (1941–2019)** — «Bilde dir nicht ein, mir irgendetwas Neues zu erzählen», spricht Verge zu Jack, dem widerwärtigen Serienmörder in Lars von Triers «The House That Jack Built». Verge, der mysteriöse Beichtvater, war die letzte Rolle von Bruno Ganz, und in dem Satz wetterleuchtete es symptomatisch durchs Rollenprofil des gebürtigen Zürchers, der zum international begehrten Mimen wurde. Es ist eine Form von Abgeklärtheit, die – auf der Leinwand – vielleicht nicht jedermanns Sache war, aber eine tragische Fallhöhe einschloss, die ihn auf der Bühne zum Magneten machte. Als dunkel gewitternder Dämon Oberon in Peter Steins Schaubühnen-Inszenierung von Botho Strauss' «Park» (1984) machte er Furore. Da war er der Erlöser, der zum letzten Versuch auf die Erde herabsteigt, den Menschen in ihrer Schrecklichkeit zu helfen, und versagt. Peter Stein, der gestrenge Regisseur, der Bruno Ganz früh entdeckte, erkannte, nur dieser könne eine solche Rolle verkörpern: ein Mann, der vor Melancholie leuchtet – auch auf der Leinwand.

Ob er in Reinhard Hauffs «Messer im Kopf» (1978) eine kopfschussverletzte, Dutschke-affine Figur, in Volker Schlöndorffs «Die Fälschung» (1981) einen Reporter an der Front in Beirut, in «Der amerikanische Freund» (1977) einen Zimmermann verkörperte und im Klassiker «Der Himmel über Berlin» (1987) sowie in «In weiter Ferne, so nah!» (1993), alle unter der Regie von Wim Wenders, als Engel agierte – Bruno Ganz war der «Weise vom Berg» und zugleich ein Sisyphus, der Tag für Tag den Existenzrollen-Stein den (Theater-)Olymp hinaufschieben musste. Und jeden Tag klaubte er ihn unten neu und wuchtete ihn

wieder hinauf, als seien ihm die Kraft und die Lust dazu gerade aus seinen Melancholien zugewachsen. Bruno Ganz war ein abweisender Schauspieler. Und deshalb so anziehend. Er war eine Art Robinson. Der Boden, auf dem er spielte, wandelte sich durch ihn zu einem Parnass. Dort schritt er eigenbrötlerisch fürbass, aber immer nach Innen lodern.

An seiner spektakulärsten Rolle als Adolf Hitler in Oliver Hirschbiegels «Der Untergang» (2004), wo Gott Oberon und der Dämon, der Erlöser und der Unerlöste, in ihm aufeinanderkrachten und sich regelrecht

verausgabten, schieden sich die Geister, doch sie katapultierte ihn endgültig in eine internationale Umlaufbahn. Auch wenn es nur kleinere Rollen waren, verstand er es, ihnen mit seiner Präsenz Gewicht zu geben. 1996 erhielt der mehrfach ausgezeichnete Bruno Ganz den Iffland-Ring, der den Träger zum «bedeutendsten und würdigsten Bühnenkünstler des deutschsprachigen Theaters» kürt. Mit den zunehmenden Filmaufträgen entfernte er sich vom Theater, dessen Regiearbeiten er immer weniger schätzte («Ich halte die Vorstellung, dass alle gleich gut in einer bestimmten Sache sind, für unwahr»).

Dass er auch seinen Hang zum elitären Flair, den er in der Rolle Oberons und des Engels Daniel aus «Der Himmel über Berlin» zur Meisterschaft kultivierte, ins Ironische wenden konnte, bewies er in Silvio Soldinis beschwingter Komödie «Pane e tulipani» (2000). Seine Rolle als Alpöhi in Alain Gsponers «Heidi» (2015) hielt er mit heiterem Schmunzeln für «patriotische Pflicht».

Seine bis heute beste Filmrolle hatte er in Eric Rohmers Kleist-Verfilmung «Die Marquise von O...» (1976). Sie war, schon sprachlich, extrem artifiziell, ein Traumgespinnst. Und Rohmer, ein Meister der Psychologie und Eleganz, wusste genau, warum er Bruno Ganz in der Rolle des russischen Grafen wollte, der die Marquise schwängert: weil der Graf gar nicht recht weiss, wie ihm geschieht. Es geht um den frostigen Ehrenkodex der Zeit, und Bruno Ganz war der Traumwandler zwischen Gefühl und Verstand schlechthin, und zugleich flackerte durch ihn in Verge, Oberon und Daniel seine leuchtende Abgeklärtheit. *Wolfram Knorr*



Die Welt wird grüner.

## Umwelt

# Müssen wir das Klima retten?

Von Roger Köppel — Eine neue Sonnenreligion verdunkelt die Hirne von Politikern und Gelehrten.

Um es gleich von Beginn weg klarzustellen.

Ich bin ein Befürworter der Aufklärung und bewundere viele Wissenschaftler; allerdings habe ich meine Bedenken, was die Wissenschaftlichkeit der staatlich kontrollierten «Wissenschaft» angeht.

Ich bin einverstanden, dass sich die weltweite Durchschnittstemperatur seit dem Ende der Kleinen Eiszeit vor etwa 200 Jahren um rund ein Grad Celsius erhöht hat.

Es ist für mich erwiesen, dass CO<sub>2</sub> eine Treibhaussubstanz ist und dass es davon immer mehr in unserer Atmosphäre gibt.

Ich bin überzeugt, dass das Verbrennen von fossilen Energien zu mehr CO<sub>2</sub> in der Atmosphäre geführt hat und immer noch führt.

Und ja: Ich halte es für möglich, dass der Mensch durch den Verbrauch dieser Brennstoffe ungefähr die Hälfte des globalen Tempe-

raturanstiegs der letzten fünfzig Jahre, rund 0,2 Grad Celsius, verursacht haben könnte.

Ich stehe also auf dem Boden des wissenschaftlichen Konsenses, sofern es ihn zu Fragen des Weltklimas gibt. Gleichzeitig verfolge ich mit wachsender Fassungslosigkeit, was die Politik aus diesen weithin unbestrittenen wissenschaftlichen Erkenntnissen macht.

### «Selbstmord der industriellen Gesellschaft»

Was hier abgeht, hat ein anerkannter amerikanischer Klimaforscher kürzlich als den «organisierten Selbstmord der industriellen Gesellschaft» bezeichnet. Er meinte damit den politisch diktierten Zwangsausstieg aus den fossilen Energieträgern mit dem Ziel, die Erderwärmung zu beeinflussen.

Stellt man ab auf die Aussagen dieses Mannes – es ist der langjährige Lehrstuhlinhaber für Meteorologie am Massachusetts Institute

of Technology, Prof. Richard Lindzen –, dann wird der sogenannte Klimaschutz nicht nur daran scheitern, das Klima zu schützen.

Er wird auch darauf hinauslaufen, dass wir unseren Kindern eine «Hypothek unvorstellbarer politischer Dummheit hinterlassen und eine durch rostende Windräder und zerfallende Sonnenkollektoren verunstaltete Landschaft».

Nun bin ich kein Klimaforscher, nicht einmal Naturwissenschaftler, aber wenn es um Fragen des Klimas geht, haben die Worte eines führenden MIT-Professors für mich am Ende doch etwas mehr Gewicht als die jüngsten Aussagen der freisinnigen Parteipräsidentin Petra Gössi.

Nach einer spektakulären Kehrtwende hat die Nationalrätin ihrer Partei von oben eine ganz neue Klimapolitik diktiert. Noch vor wenigen Monaten sagte sie das Gegenteil, aber



wohl unter dem Eindruck der jüngsten Schülerdemonstrationen gegen die Erderwärmung (und des anlaufenden Wahljahrs) ist nun auch Gössi der dezidierten Meinung, dass die Schweiz in Gestalt ihrer FDP dringend etwas gegen den Klimawandel unternehmen muss.

Konkret will Gössi das Fliegen und das Benzin verteuern. Das trifft natürlich weniger sie selbst und die Mitglieder ihrer Bundeshaus-

## Überträgt man Gössis Ansatz auf die Welt, resultiert Wohlstandsvernichtung im globalen Stil.

fraktion, aber es ist die Höchststrafe für den werktätigen Mittelstand, das Gewerbe, die Familien und die Randregionen, deren Bewohner aufs Auto angewiesen sind.

Noch reden wir nur von der reichen Schweiz. Überträgt man Gössis Ansatz, wie es das Pariser Klimaabkommen will, auf die ganze Welt, resultiert Wohlstandsvernichtung im globalen Stil. Der planwirtschaftliche Eingriff würde Millionen von Menschen in Afrika, Indien und Asien um die Chance eines wirtschaftlichen Fortschritts bringen.

Bewohner ganzer Regionen, die dank den fossilen Energien endlich am Anfang einer industriellen Entwicklung stehen, sähen sich zurückkatapultiert in den Zustand von Sklaven, von passiven Empfängern westlicher Entwicklungshilfe, solange der Westen dann noch in der Lage sein wird, diese Entwicklungshilfe zu bezahlen.

Schon einmal wurde der Freisinn von einer ähnlichen Welle spontaner Unbedachtsamkeit erfasst, und zwar nach der Reaktorkatastrophe von Fukushima, die allerdings gar keine Reaktorkatastrophe war, sondern eine Tsunami-Katastrophe, die sich aufgrund zu tiefer Schutzmauern des Kraftwerks zu einer Reaktorkatastrophe auswachsen konnte.

Ungeachtet solcher Nuancen und obschon sich die Wahrscheinlichkeit eines Tsunamis im schweizerischen Mittelland in einem statistisch vernachlässigbaren Risikobereich bewegt, machten die Freisinnigen damals mit –



Fliegen und Benzin verteuern: FDP-Präsidentin Gössi.

es war ebenfalls Wahljahr – beim überstürzten Ausstieg aus der Kernenergie. Was jetzt allerdings im krassen Widerspruch steht zur freisinnigen Klimawende, denn AKW produzieren, wie man weiss, kein CO<sub>2</sub>, welches die FDP heute wiederum als Todfeind des Klimas ins Visier genommen hat.

Natürlich sind es genau solche Widersprüche, die mich etwas zweifeln lassen an der Weisheit der gegenwärtigen Schweizer CO<sub>2</sub>- und Klimapolitik, diesem oft wortgetreuen Nachbeten jener Klimakongresse und Klimakonferenzen, an denen Wissenschaftler zu Aktivisten und Politiker zu Bewahrern, ja Rettern des Planeten werden.

## Weltrettung und Postautos

An einem ihrer letzten grossen Auftritte im Bundeshaus hat Umweltministerin Doris Leuthard noch einmal die Parlamentarier einschwören wollen auf die bedingungslose Einhaltung der Pariser Klima- und CO<sub>2</sub>-Ziele. Sie sprach hier längst nicht mehr im Namen des Gremiums, dem sie angehört, sondern im Namen der Zukunft, im Namen der Menschheit – eine planetarische Schöpfungsmission, die allen, die sich als Teil davon empfinden, sicherlich ein erhebendes Gefühl bereitet.

Vermutlich war ich nicht der Einzige, der bei diesem gekonnten Theater an die gute alte Postauto AG denken musste, deren einstiger Chef, einer von Leuthards Untergebenen, wegen massiven Subventionsbetrugs möglicherweise bald für fünf Jahre ins Gefängnis wandern muss. Für einen Moment zischte dieser unfreundliche Gedanke durch mein Hirn: Wie kann eine Politikerin, die schon mit ihren Postautosubventionen überfordert ist, sich zuständig und in der Lage wähnen, das doch unendlich viel komplexere Weltklima in den Griff zu bekommen?

Die Antwort ist natürlich einfach. Das eine hängt direkt mit dem anderen zusammen. Früher haben Politiker internationale Konflikte angezettelt, wenn sie zu Hause versagten. Heute bietet sich den Staatenlenkern die Klimapolitik oder vor ein paar Jahren noch der Kampf gegen das internationale Feinstaubproblem als Fluchtweg, um aus der unbewältigten Komplexität ihres konkreten Verantwortungsbereichs in die erhabene Verantwortungslosigkeit eines globalen Weltheilungsprojekts abzuheben.

## Wenn Gelehrte zu Propheten werden

Womit wir bei meinem zweiten grossen Unbehagen an der gegenwärtigen Klimadiskussion angelangt sind. Ich spreche von ihrer religiösen Dimension. Religion bezeichnet das spezielle Verhältnis des Menschen zur Schöpfung und zu deren Schöpfer, zu Gott. Menschen hatten in der Geschichte immer wieder die Tendenz, sich mit dem Höchsten, sich mit Gott, zu verwechseln. Das Christentum ist die religiöse Antwort auf dieses Ur-Problem des



«Erderwärmungs-Hysterie»: MIT-Professor Lindzen.

religiösen Grössenwahns, nach dem sich die Menschen für Gott halten können. Es sind die Christen, die den Menschen diesen Hang zur Selbstvergottung seit über 2000 Jahren auszureden versuchen, wobei die Christen, da auch nur Menschen, periodisch selber dieser Versuchung erlegen sind, was dann wiederum für Reformationen und für Gegenreformationen gesorgt hat.

Zumindest einen Hauch dieses anmassenden Selbstvergötterungskults glaube ich auch bei gewissen Klimapolitikern und Klimaforschern zu erkennen, dieses messianisch-apokalyptische Sichhineinsteigern in eine Art Weltuntergangstrance, die sich jede weitere Diskussion verbietet, die jeden Zweifler verdammt, früher hätte man von Blasphemie gesprochen, heute sind es die «Klimaleugner», denen alles Mögliche unterstellt wird; was für ein monströser Begriff, eine Anspielung natürlich auf die Leugner des Völkermords an den Juden, das nach wie vor grösste denkbare intellektuelle Verbrechen der aufgeklärten Welt.

Kürzlich war ich an einem Vortrag des in Bern lehrenden berühmten Schweizer Klimaforschers, Professor Thomas Stocker, unbezweifelbar eine Kapazität seines Faches, aber eben auch ein Gelehrter, der den Rubikon zum Aktivismen überschritten hat.

Auf seinen Kurven und Diagrammen wird ein in sich geschlossener, schwarzweisser Sinnzusammenhang reproduziert, eine Geschichte von Schuld und Bestrafung, eine Art Mythos, in dem die Menschen mit ihren Verbrennungsmotoren die Rolle des zentralen Sünders spielen. Ihr Wirken, und nur ihr Wirken, ist verantwortlich dafür, dass sich die Erde wie ein Glutofen aufheizt.

Mit wissender Überlegenheit knipst Stocker seine Schaubilder an, die uns eine Zukunft mit überall dunkelroten Zonen zeigen. Dort, so erfahren wir, wird die «Anzahl der Tage mit Risiko Hitzetod» im Jahr 2100 (!) auf über 200 bis 365 steigen, tödliche Hitzekammern, in denen die Menschen verglühen werden. Es spricht hier nicht mehr der Universitätsprofessor, sondern der Prophet, der grossräumig



Religiöses Schauern: Klima-Aktivistin Greta Thunberg.

den Untergang weissagt, aber auch den rettenden Schlüssel in der Hand hält, um die weltweite Apokalypse abzuwenden. Weniger fliegen und Auto fahren, lauten Stockers läuternde Rezepte.

### Kuriose Kinderheilige

Natürlich passt Greta Thunberg, die kuriose Kinderheilige aus dem Norden, fugenlos in diese Ergriffenheitsstimmung eines kollektiven Temperaturanstiegs.

Immer dann, wenn die Menschen von religiösen Schauern gepackt werden, wenn sie das grosse Entsetzen vor den Folgen ihrer eigenen Sündhaftigkeit ereilt, und sei es nur das allzu bedenkenlose Verbrennen von Erdöl oder die unbedachte Sonntagsfahrt, die man auch mit dem Velo hätte absolvieren können, dann konzentriert sich ihr Bangen und Hoffen auf fleischgewordene Abgesandte des Himmels, früher auf Heilige, Mönche und Fetischpriester, auf Schlangenölverkäufer und Teufelsaustreiber oder eben heute auf jene seltsame Schwedin, die unter den Augen der Weltpresse in Davos ihr globales Projekt verkünden durfte, nämlich die Menschheit punkto Klima nicht aufklären, sondern «in Panik» versetzen zu wollen.

Ihr vor dem offiziellen Logo des World Economic Forum emotionslos abgelesenes Statement erinnerte tatsächlich an die dunklen Prophezeiungen mittelalterlicher Bussprediger, die wie heute Greta ohne jeden Luxus, in Lumpen, barfüssig, obdachlos – Greta campierte in einem Zelt – gegen menschliche Verkommenheit und Sittenverfall zu Einsicht und Umkehr aufriefen. Greta drückte es so aus: «Wir haben nicht einmal mehr zwölf Jahre, um unsere Fehler ungeschehen zu ma-

chen.» Es brauche jetzt «noch nie dagewesene Veränderungen in allen Bereichen der Gesellschaft».

Normalerweise würde der Aufruf einer minderjährigen Schülerin zum Totalumbau unserer Zivilisation innerhalb von zwölf Jahren wohl als Hinweis auf eine gestörte Wahrnehmung, als eine Form von kindlichem Wahnsinn interpretiert. In einer allgemein religiös aufgeladenen Stimmung allerdings, in einem Wahljahr obendrein, können

solche Erscheinungen eine politische Eigendynamik entwickeln, wie ein Fieberschub, der immer mehr Leute ergreift, die sich dann eben ganz konkret an der Idee berauschen, sie seien nicht nur wirklich in der Lage, den Planeten durch Autos, Ölheizungen und Flugzeuge zu vernichten, sondern sich darüber hinaus auch für fähig halten, den Planeten, den sie zu zerstören im Begriff sind, wieder zu retten, die Schöpfung zu bewahren, den ver-

### Haben wir es wirklich mit einem 97-Prozent-Konsens unter Klimatologen zu tun?

ärgerten Sonnengott zu besänftigen, indem sie Busse tun und materielle Dinge opfern.

Und wehe dem, der die von ihren Allmachts- und Schöpferfantasien betrunkenen Menschen von ihrem religiösen Grössenwahn herunterholt! Wer das Werk des Höchsten zu verwirklichen glaubt, will sich von nichts und niemandem dabei stören lassen. Entsprechend giftig bis feindselig fallen denn auch die Reaktionen der Tiefgläubigen aus, wenn sie in ihrem Klimagottesdienst von Ungläubigen behelligt werden.

### «Klima-Erwärmungs-Hysterie»

Liegt denn diesem gebieterischen Klimarigorismus wenigstens ein solides wissenschaftliches Fundament zugrunde? Haben wir es wirklich, wie gelegentlich zu lesen ist, mit einem 97-Prozent-Konsens unter Klimatologen zu tun, was Zustand, Ursachen und Folgen

## Was uns die Klimapolitik kostet

Über die Folgekosten der Schweizer Klimapolitik reden die meisten Politiker ebenso ungerne wie die Bundesverwaltung und die NGOs. Der Wirtschaftsdachverband Economiesuisse rechnet mit jährlich 5 bis 7 Milliarden Franken bis 2050. Die SVP prophezeit bis zur Jahrhundertmitte Kosten von rund 200 Milliarden. Die Energiestrategie 2050 kostet gemäss Referendumskomitee 3200 Franken pro vierköpfige Familie und Jahr. Der Ökonom Silvio Borner spricht von 2000 Franken, also immer noch fünfzigmal mehr, als die dem Stimmvolk offiziell versprochenen 40 Franken. Insgesamt 300 Millionen Franken pro Jahr wickelt der Bund zugunsten der globalen Klimapolitik ab. Nach 2020 werden sich die Kosten auf 450 bis 600 Millionen Dollar aus öffentlichen und privaten Quellen belaufen.

Das erklärte «Herzstück» der Schweizer Klimapolitik ist das CO<sub>2</sub>-Gesetz. Allein die Benzin- und Heizölpreiserhöhungen betra-

gen für eine vierköpfige Familie wohl 1400 Franken pro Jahr. Die bundesrätliche Botschaft und die «Volkswirtschaftliche Beurteilung» erinnern eher an Propagandaschriften als an eine Behördeninformation. 23-mal gebraucht die Botschaft das Wort «kostenlos», sechsmal das Wort «kostengünstig». Die «Wohlfahrt» der Haushalte gehe lediglich um 0,1 Prozent zurück, das Bruttoinlandprodukt werde 2030 nur gerade 2,8 Milliarden tiefer liegen. Bei den Flügen ab und in die Schweiz sei mit Einbussen von bis 427 Millionen zu rechnen. Wegen der technischen Massnahmen bei Gebäuden hätten die Mieter mit zusätzlich 180 bis 480 Franken zu rechnen. Was die CO<sub>2</sub>-Vorschriften für neue Fahrzeuge betrifft, vernehmen wir lakonisch: «Effizientere Fahrzeuge sind tendenziell teurer.» Und zur Kompensationspflicht für Treibstoffimporteure heisst es: «Den Grossteil der Kosten tragen die Verbrauchenden.» (m.)



der Weltklima-Erwärmung betrifft? Die Antwort lautet schlicht und einfach nein.

Was der Gottesdienst ausblendet, ist die Tatsache, dass es namhafte Meteorologen und Klimatologen gibt, die es ganz anders sehen. Ich bin kein Fachmann. Ich kann nicht entscheiden, wer recht hat, aber ich nehme zur Kenntnis, dass es bei ganz entscheidenden Fragen, zum Beispiel der Schadenswirkung von CO<sub>2</sub>, grundlegende wissenschaftliche Differenzen unter Forschern gibt.

Nehmen wir zum Beispiel den bereits erwähnten Richard Lindzen. In einem Vortrag in London vor einem Jahr, den ich mir auf YouTube angeschaut habe, erklärt der emeritierte Professor für Meteorologie am MIT, in Chicago und Harvard, wie unser «hochkomplexes Multifaktor-Klimasystem» funktioniert. Er spricht von einer insgesamt «geringfügigen Erwärmung» seit dem Ende der Kleinen Eiszeit vor 200 Jahren.

Seine interessantesten Befunde lauten, ers- tens: Das Weltklima kann sich stark verändern, ohne den geringsten äusseren Einfluss. Allein das Zusammenwirken der Ozeane und der Atmosphäre produziert Schwankungen. Zweitens: CO<sub>2</sub> ist eine Treibhausgas- substanz, aber bei weitem nicht die wichtigste. Und der anteilmässig kleine menschengemachte CO<sub>2</sub>- Einfluss auf den «enormen natürlichen Energieaustausch» zwischen Ozeanen, Atmosphäre und Biosphäre sei noch geringfügiger. Es sei deshalb wissenschaftlich unhaltbar, das CO<sub>2</sub> zur «kontrollierenden Variable» der Welt- durchschnittstemperatur zu erklären.

Ausserdem, führt Lindzen aus, gebe es keinen Hinweis auf eine Zunahme extremer Wetterereignisse und stärkerer Stürme. Speziell kritisiert er die Ungenauigkeit und mangelnde Prognosefähigkeit jener Klimamodelle, die der Weltkongress der Klimawandelforscher, IPCC, seinen Warnungen zugrunde legt. «Es gibt Modelle für jedes Resultat.» Es sei, «wie wenn ein Gewehrschütze schießt und dann das, was er zufällig getroffen hat, hinterher zum Ziel erklärt». Lindzen nennt das Ganze eine «Erd- erwärmungs-Hysterie», die darauf abziele, «die freie Marktwirtschaft abzuschaffen».



**Erfreuliche Nebenwirkungen:** Ranga Myneni.



**Wissende Überlegenheit:** Klimatologe Stocker.

Ohne sich auf diese oder jene Seite zu schlagen, darf die Frage gestellt werden: Ist es wirklich vernünftig, den Totalumbau unserer Energieversorgung, unseres Wirtschaftsmodells und unserer Lebensweise auf der Grundlage einer ungesicherten Extremtheorie zum Thema CO<sub>2</sub> voranzutreiben? Und ist es weitsichtige Politik, heutigen und kommenden Generationen gewaltige Kosten einer «Energiewende» aufzubürden (siehe Kasten Seite 18), die auf Erkenntnissen aufbaut, die alles andere als unbestritten sind? Ich habe da einfach meine ernsthaften Zweifel.

### Welt wird immer grüner

Ja, es wird wärmer. Aber niemand weiss, wie lange es noch wärmer werden wird. Und niemand weiss, ob und wie der Mensch das Weltklima überhaupt steuern oder beeinflussen kann. Nicht einmal zur Bedeutung des CO<sub>2</sub> gibt es einen klaren Konsens. Für die einen ist es Gift, für andere sogar ein Segen.

Bei meinen Recherchen stiess ich auf die Arbeit eines Ranga Myneni, Professor für Umweltwissenschaft an der Universität Boston. Anhand von Satellitendaten konnte er nachweisen, dass sich im Gefolge des CO<sub>2</sub>-Anstiegs die weltweiten Grünflächen während der letzten dreissig Jahre um 14 Prozent ausgebreitet haben, tropische Regenwälder, die subarktische Taiga, Grasland, Halbwüsten und landwirtschaftliche Gebiete seien gleichermaßen von der Vergrünung betroffen. Es sei so, schreibt Myneni, wie wenn der Erde ein grüner Kontinent von der doppelten Festlandfläche der USA hinzugefügt worden sei.

Die Welt wird ein bisschen wärmer, aber vor allem wird sie immer grüner. Klar, es mag auch andere Befunde geben, aber als Nichtfachmann stelle ich bescheiden fest: Das von Greta Thunberg bis Petra Gössi universell verteufelte Treibhausgas CO<sub>2</sub> hat, wenn überhaupt, nicht nur schädliche, sondern nachweislich auch höchst erfreuliche Nebenwirkungen. Wie dem auch sei: Nichts rechtfertigt die gewaltigen Eingriffe des Staates in die Wirtschaft und in unser Leben mit dem angeblichen Ziel, ein Klima zu retten, das unserer Rettung möglicherweise gar nicht bedarf. ○

## Parteien

### Zeitgeist-Wende

**Die FDP will sich bei Umweltfragen neu erfinden. Nicht zum ersten Mal.**  
*Von Christoph Mörgele*

Ohne Rückendeckung der Parteigremien hat FDP-Chefin Petra Gössi mittels Interview in den Tamedia-Blättern eine Kehrtwende in der Klimapolitik angekündigt. Um das im Nationalrat gescheiterte CO<sub>2</sub>-Gesetz doch noch zu retten, will sich der Freisinn den Linken anschliessen. Entgegen dem Stimmverhalten in der Wintersession soll das CO<sub>2</sub> im Inland verbindlich reduziert und die Flugticket- abgabe doch noch realisiert werden.

#### «Fehler»

Noch in der letzten Session hat FDP-Mann Christian Wasserfallen den «Klimanationalismus» mit inländischem Reduktionsziel als widersinnig gegeisselt. Er schimpfte wie ein Rohrspatz über den «Knüppel der links-grünen Politik» und die «im internationalen Vergleich mit Abstand höchste CO<sub>2</sub>-Abgabe». Sein Parteikollege Peter Schilliger rief nach «pragmatischer Politik mit verhältnismässigen Massnahmen» statt einer «ideologisch geprägten Verbotspolitik». Die Erhöhung der CO<sub>2</sub>-Abgabe nannte er schlicht einen «Fehler». Die FDP verlange eine Korrektur der für die «Wirtschaft schädlichen Positionen».

Wirtschaft und Wohlstand treten nach Gössis Befehlsausgabe bei der FDP nun also in den Hintergrund. Die freisinnigen Kader können sich teurere Flugtickets locker leisten. Doch Gewerbler, Angestellte, Familien oder Bewohner der Randregionen dürften über die erhöhten Benzinpreise nicht nur jubeln. Der Sololauf von Petra Gössi über alle Köpfe hinweg – politisch nur mit dem schwer fassbaren Fraktionschef Thomas Walti abgestimmt – zeugt von bemerkenswertem Führungsanspruch. Doch nicht die Führung ist das Hauptproblem der FDP. Sondern die Tatsache einer tief gespaltenen Basis.

Das war schon so in den konjunkturell glänzenden achtziger Jahren, als Umwelt- und Waldsterbendebatten den Zeitgeist geprägt haben. Der Wirtschaftsfreisinn eines Otto Fischer, Bruno Hunziker und Ulrich Bremi erfand sich grün – und stellte mit der grünliberalen Ikone Elisabeth Kopp die erste Bundesrätin. Leider ist das der FDP auch damals nicht gut bekommen.



## Brief aus dem Silicon Valley

# Digitalisierung des Eigentums

Von *Simon Zwahlen* — An der Kryptowährung Bitcoin scheiden sich die Geister. Die technologische Revolution, die sie in Gang gesetzt hat, pflügt Gesellschaft und Wirtschaft um. Beim Thema «Blockchain» ist die Schweiz in gewissen Bereichen weiter als Kalifornien.

Erinnern Sie sich noch an Napster? Die 1999 gegründete Tauschbörse für Dateien, vor allem Musik, versetzte die Welt in Aufregung. Sie ermöglichte es den Nutzern, Audiodateien untereinander auszutauschen und damit das Urheberrecht auszuhebeln. Heute spricht niemand mehr von Napster. Aber die Idee, Musik aus dem Internet abzuspielen, hat den klassischen Plattenverkauf so gut wie verdrängt. In der Zwischenzeit dominieren Dienste wie Spotify oder Apple Music den Markt. Sie sind perfekt legal und liefern zuverlässig Tantiemen an Künstler, Plattenfirmen und Urheber. Digitale Vertriebsmodelle haben sogar den Absatz wieder auf Trab gebracht. Im Jahr 2018 ist der Markt gemäss ersten Prognosen um 8,2 Prozent gewachsen.

Was Napster für die Musikindustrie war, ist Bitcoin auf einer viel grösseren Skala für die übrige Wirtschaft: das erste Aufflammen einer grossen Idee. Anfangs am Rande der Legalität, anarchistisch-piratisch, mit Missbrauchspotenzial, aber mit der Zeit immer besser etabliert, weil Unternehmer Möglichkeiten entdeckt haben, wie sich die Technologie zur Verbesserung von Geschäftsmodellen eignet.

### Grossteil der Investitionen versandet

Der Gründungsmythos des Bitcoins ist bekannt: Ein bis heute nicht identifizierter Programmierer, enttäuscht von den Turbulenzen der Finanzkrise, überlegt sich unter dem Pseudonym Satoshi Nakamoto: Wie kann man Bargeld digitalisieren und Intermediäre überflüssig machen? Er erfindet einen bestechend einfachen Mechanismus: Jede Zahlung wird in ein digitales Transaktionsbuch geschrieben, das parallel auf unzähligen Computern läuft. Mit Mitteln der Verschlüsselungstechnologie

wird jede Zahlung mit der vorangehenden verknüpft, so dass eine nachträgliche Änderung in dem unzählige Mal kopierten, verketteten Transaktionsbuch ausgeschlossen ist.

Wie Sie wahrscheinlich bereits wissen, heisst diese Technologie Blockchain und sie ist eines der grössten Themen im Silicon Valley. Als ich Ende 2016 nach Kalifornien kam, stand die



Die Swisscom verfolgt weltweit das Geschehen in der digitalen Welt. Ihr Netzwerk reicht von Schanghai bis ins Silicon Valley. Einer ihrer führenden Spezialisten ist Simon Zwahlen. Aus erster Hand berichtet er monatlich für die Weltwoche über die neuesten Trends und faszinierendsten Entwicklungen.

künstliche Intelligenz (Artificial Intelligence) im Zentrum der Aufmerksamkeit. Parallel zum Hype um den Bitcoin und Initial Coin Offerings (ICOs) hat das Interesse an der Blockchain exponentiell zugenommen. Auf dem Höhepunkt dieser Welle sass ich an einem Start-up-Treffen neben einem gestandenen Risikokapital-Investor. Dieser fragte mich – den Mann aus der Schweiz – wie man in dieses «neue grosse Ding» investieren könne. Offensichtlich war er bereit, einen Teil seines Millionen-Geldkoffers für ein Thema einzusetzen, von dem er nur wenig verstand. Da verwundert es nicht, dass es zu Übertreibungen kam, bis hin zum Betrug. Zur Funk-

tionsweise des Silicon Valley gehört, dass manche Investitionen im Nichts versanden. Aber diejenigen, die erfolgreich sind, verändern die Welt.

Mittlerweile ist die Technologie in eine neue Phase eingetreten. Die Spreu trennt sich vom Weizen, die grössten Übertreibungen scheinen vorbei. Letztes Jahr ist der Wert der 50 grössten Schweizer Blockchain-Unternehmen von 44 Milliarden US-Dollar auf 20 Milliarden US-Dollar gesunken.

Währenddessen hat sich die Technologie ins Zentrum von Wissenschaft und Wirtschaft vorgegearbeitet. Blockchain-Spezialisten sind fast so gefragt wie Data Scientists. An den Universitäten von Stanford und Berkeley verschreiben sich einige der angesagtesten Studentenklubs dem Thema. Autohersteller entwickeln Technologien, mit denen selbstfahrende Autos über eine Blockchain miteinander kommunizieren. Grosse Finanzinstitute erschaffen für die wechselseitigen Zahlungsströme im Interbankenmarkt eigene Blockchains. Swisscom arbeitet an einer Gesamtlösung für das Registrieren, Aufbewahren und Übertragen von digitalen Vermögenswerten über die Blockchain.

Während das Silicon Valley in der Forschung führend ist, liegt die Stärke der Schweiz woanders: Hier hat sich ein sehr lebendiges Ökosystem von eher umsetzungsorientierten Blockchain-Unternehmen gebildet – vor allem für finanzwirtschaftliche Anwendungen. Das sogenannte «Crypto Valley» in Zug setzt hier Massstäbe und ist durchaus auch in Kalifornien ein Begriff. Aufgrund der hohen Kosten in der Umgebung von San Francisco und des überaus intensiven Kampfs um Talente suchen viele junge Unternehmen nach alternativen Standorten. Der grösste Pluspunkt der Schweiz ist da-





bei die massvolle Regulierung im Bereich der digitalen Finanzwirtschaft. Die Schweizer Finanzmarktaufsicht (Finma) hat sich unter den Blockchain-Experten weltweit einen Vertrauensvorschuss erarbeitet.

Es gibt eine sehr grosse Zahl von Anwendungsbereichen der Blockchain. Das grösste Potential sehe ich bei den Folgenden:

— **Digitale Vermögenswerte und Smart Contracts:** Eigentumsverhältnisse und -übertragungen können auf einer Blockchain abgebildet werden. Die Swisscom hat letztes Jahr mit MME, einer führenden Schweizer Anwaltskanzlei im Bereich Blockchain, das Start-up Daura gegründet. Dieses ermöglicht es kleinen und mittleren Unternehmen, Aktien über eine Blockchain herauszugeben und gerade auch ins Aktienregister eintragen zu lassen. Die Lancierung ist im ersten Quartal 2019 vorgesehen.

— **Internet of Things (IoT) und Lieferketten:** Sowohl bei der fortschreitenden Entwicklung

des Internets der Dinge als auch bei Lieferketten in Logistik und Produktion ist es häufig unerlässlich, den Weg eines Produkts lückenlos verfolgen zu können. Dafür eignet sich die Blockchain-Technologie hervorragend. Insbesondere, wenn eine Vielzahl an Parteien rund um den Globus involviert sind.

— **Digitale Identität:** Verschlüsselt und mit der richtigen Struktur, kann die Blockchain helfen, die digitale Identität vor Missbrauch zu schützen. Zudem ist man dank der Festschreibung seiner Transaktionen in der Blockchain immer eindeutig identifizierbar.

— **Hoheitliche Register:** Überall dort, wo Daten bislang in einer zentralen Datenbank verwahrt worden sind, eignet sich die Blockchain als Ersatz. Das betrifft auch hoheitliche Register, auf deren Fälschungssicherheit man hohen Wert legt, beispielsweise das Grundbuch, das Strafregister oder das Steuerregister. Sensible Einträge können in einer privaten Blockchain festgeschrieben werden, zu der nur Berechtigte Zugang haben. Im Vergleich mit heutigen Server- und Datenbank-Lösungen erhöht dies die Sicherheit deutlich. Die Swisscom ist gemeinsam mit der Post dabei, eine Blockchain-Infrastruktur für die Schweiz und damit auch für Schweizer Behörden zu schaffen.

#### «Tokenisierung der Welt»

Tendenziell macht diese Entwicklung zentrale Abrechnungsstellen, Intermediäre und Datenbanken überflüssig. Die Technologie erleichtert und verbilligt Eigentumsübertragungen. Dabei macht die Blockchain auch vor physischen Gütern nicht halt. Unter dem Stichwort «Tokenisierung der Welt» wird die Koppelung realer Güter mit einem Token an eine Blockchain verstanden. Viele führende Köpfe im Silicon Valley gehen davon aus, dass die Blockchain auf diese Weise die physische Welt durchdringen wird. Wenn jedes Gut an ein digitales Finanzprodukt gebunden werden kann, dann erweitert dies nicht zuletzt die Möglichkeiten für Miet- und Leasingmodelle sowie der Sharing Economy grenzenlos. Bargeld wird aussterben und wir werden alles digital übertragen können.

#### Glossar

— **Blockchain:** Eine Datenbank (oder Tabelle), welche auf verschiedenen Computern in einem Netzwerk geteilt wird. Eine Transaktion ist ein sogenannter Block, und jeder Block erhält einen Fingerabdruck des vorherigen Blocks, daher *chain* (Kette).

— **Data Scientists:** Datenwissenschaftler sind die gefragteste Berufsgruppe im Silicon Valley. Sie beschäftigen sich mit der Erfassung und Analyse von Daten, beispielsweise für Big-Data-Anwendungen.

— **Initial Coin Offering:** Erstaussage einer neuen digitalen Währung (*coin*) in Anlehnung an Initial Public Offering (Börsengang).

— **Smart Contract:** Digitaler Vertrag auf Blockchain-Basis. Zum Zeitpunkt des Vertragsschlusses werden eine oder mehrere Wenn-dann-Bedingungen definiert, bei deren Eintreten eine Vermögensübertragung stattfindet.

— **Token:** handelbarer digitaler Vermögenswert auf Blockchain-Basis.

## Fünf Fragen



**Simon Zwahlen:**  
Vice President of Business Development & Innovation bei Swisscom in Palo Alto, Kalifornien.

### Wann kamen Sie das erste Mal mit Bitcoin in Berührung?

Leider gehöre ich nicht zu denen, die gekauft haben, als ein Bitcoin ungefähr so viel wie eine Pizza gekostet hat. Aber natürlich habe ich im Rahmen meiner beruflichen Tätigkeit ein paar Erfahrungen mit Kryptowährungen gesammelt.

### Häufig hört man: «Bitcoin kann man vergessen. Relevant ist nur die Technologie Blockchain.»

Das ist verkürzt. Um physische Güter zu tokenisieren, braucht es einen zugrundeliegenden Wert in Form einer Kryptowährung. Diese Kryptowährung kann aber allenfalls auch an eine Papiergeldwährung gebunden sein.

### Wie verändert die Blockchain unser Leben?

Künstliche Intelligenz (Artificial Intelligence) hat viel direktere Auswirkungen in Form völlig neuer Erlebnisse und Produkte. Von der Blockchain hingegen spürt man als Konsument nicht unbedingt viel. Bei der Cloud war es ähnlich. Wir nutzen heute täglich Funktionen der Cloud, aber kaum jemand weiss im Detail, wie sie funktioniert. Die Technologie wirkt eher im Hintergrund. Sie pflügt aber sicherlich die Wirtschaft stark um, indem sie Vertrauens-Intermediäre und zentrale Abrechnungsstellen angreift. Das sieht man bereits in der Finanzindustrie.

### Wird Ihres Erachtens in Zukunft jedes Gut bis hin zu einem Stuhl digital mit einem «Token» abgebildet?

Nicht in den nächsten ein bis zwei Jahren. Aber langfristig bin ich sicher, dass die «Tokenisierung» der realen Welt sehr weit fortschreiten wird. Das grösste Problem besteht darin, physische Güter eindeutig zu kennzeichnen. Vielfach kann man Chips einsetzen, aber wie bindet man, sagen wir, eine Banane an einen Token?

### Welches ist die grösste Wachstumsbremse für Krypto-Start-ups in der Schweiz?

Es ist sehr schwierig, für Krypto-Spezialisten Arbeitsbewilligungen zu bekommen. Vielfach stammen diese aus Drittstaaten ausserhalb der EU, für die relativ strikte Kontingente greifen.

Die Fragen stellte Florian Schwab.

# Heimat, fremde Heimat

Von Wolfgang Koydl — Nach mehr als zwanzig Jahren im Ausland bin ich nach Deutschland zurückgekehrt – und befinde mich in einem Wechselbad der Gefühle: Manches ist altbekannt, manches empörend, einiges schlicht surreal. Notizen aus einem merkwürdig fremden, seltsam vertrauten Land.

Soll keiner sagen, die Deutschen liessen jeden ohne Ansehen der Person ins Land. Das mag für Syrer oder Iraker gelten, für Afghanen oder Afrikaner, aber nicht für Deutsche. Nicht, wenn sie Hausrat haben und von ausserhalb der Europäischen Union heimwollen.

Da ich die letzten sieben Jahre in der Schweiz gelebt hatte, traf dies auf meine Frau und mich zu, weshalb die deutschen Behörden nicht nur einen Pass, sondern auch einen Verdienstnachweis und eine Bestätigung verlangten, dass wir in der Bundesrepublik ein Dach über dem Kopf haben würden. Wäre ja noch schöner, wenn da plötzlich jeder käme und Geld und eine billige Wohnung wollte. Deutschland kann sich schliesslich nicht um alle kümmern. In dieses Willkommen passte auch, dass meine Frau, seit Jahrzehnten deutsche Staatsbürgerin, bei der Einreise skeptisch nach ihrem Geburtsort gefragt wurde.

Aber was heisst schon Deutschland? Thilo Sarrazin hatte für den Titel seines Buches «Deutschland schafft sich ab» die Verlaufsform gewählt, um einen Prozess zu beschreiben. Inzwischen ist der Vorgang offenbar beendet, denn auf den Zollpapieren für die Einfuhr von Sofa, Bett und Waschmaschine ist von Deutschland keine Rede mehr. Das Land gibt's nicht mehr. Unsere neue Heimat ist nun «der deutsche Teil des Gemeinschaftsgebietes», zur Unterscheidung von den schwedischen, spanischen oder slowenischen Teilen der EU.

Dies wirft natürlich Fragen auf: Wann wurden die Mitgliedsstaaten der Union zu territorialen Legosteinen degradiert? Wieso wurde dies den Bewohnern nicht mitgeteilt? (Dass man sie hätte fragen sollen, ist eine ketzerische Überlegung, wie sie sich nur einem Schweizer, gebürtig oder gelernt, stellt.) Und wozu braucht man dann überhaupt noch nationale Regierungen? Fragen, auf die es ebenso natürlich keine Antwort gibt. Wie sagte mir mein früherer Kollege Heribert Prantl bei einer Begegnung auf dem Hamburger CDU-Parteitag doch ohne Ironie: «Europa ist ein Glaubensbekenntnis.»

## Zwischen Eisenbahn und Schnellstrasse

Fast ein Vierteljahrhundert haben wir im Ausland gelebt, in der Türkei, in den Vereinigten Staaten, in Grossbritannien und zuletzt in der Schweiz. Deutschland haben wir ab und zu kurz besucht, mal ein Urlaub, mal eine Recherche, mal Einkauf in Konstanz. Sonst sind



Aber was heisst schon Deutschland?

wir in Leben und Kultur unserer Gastländer eingetaucht. Wir waren, glaube ich, gut integriert und sind gerne in die Haut von Briten, Amerikanern oder Schweizern geschlüpft. Wir haben uns auf ihre Gewohnheiten eingelassen, haben Rücksicht genommen auf Besonderheiten, Traditionen und Gebräuche. In Ägypten ermahnte man mich einst, meine damalige Freundin nicht mit heissen Küssen und einer Flasche Schampus am Flughafen zu begrüssen, um kulturelle Empfindsamkeiten nicht zu verletzen. In den USA hätten wir uns trotz allem Kopfschütteln nie über die Religiosität unserer Bekannten mokiert. Und auch in der Schweiz liessen wir nie den polternden Teutonen heraushängen. Warum nur wird dann akzeptiert, dass Zuwanderer aus dem arabisch-islamischen Raum sich nicht bemühen müssen, auf deutsche Empfindsamkeiten, Besonderheiten und Traditionen Rücksicht zu nehmen?

Die Rückkehr nach Deutschland gestaltet sich wohl auch deshalb schwierig, weil wir zuletzt in der Schweiz gelebt haben. Denn jeder längere Aufenthalt in der ziemlich perfekten Eidgenossenschaft macht ein späteres Leben in anderen Teilen der Welt nahezu unmöglich. Ob Landschaft, Lebensart, Lebensstandard oder politische Kultur – im Vergleich zur Schweiz schneiden andere Länder immer schlecht ab. Wer ein Fünf-Sterne-Hotel in den Bergen genossen hat, findet nur schwer in den Alltag einer Dreizimmerwohnung zwischen Eisenbahn und Schnellstrasse zurück.

Aufschlussreich ist – nebenbei bemerkt – das Bild der Deutschen von der Schweiz. Sie hat einen schlechten, einen putzigen oder gar keinen Ruf. Als die Schweiz-Spenden für die AfD-Politikerin Alice Weidel bekannt wurden, bestätigte dies flugs alle Vorurteile vom Schwarzgeldparadies Schweiz. Berichte über die Hornkuhinitiative wiederum würdigten nicht, dass in der Schweiz ein Einzelner sein Anliegen der ganzen Nation zur Abstimmung vorlegen kann; sie bewiesen nur, dass die Eidgenossen im Kern schrullige Alpöhis sind. Und als die Schneekatastrophe die Alpen erreichte, rapportierten die Medien episch aus den bayerischen und den österreichischen Bergen. Allein die Schweiz – *n'existait pas*.

## Kaffee im Kännchen

Doch auch ohne die Schweizer Erfahrung fällt die Eingewöhnung schwer. Deutschland und ich haben uns in den letzten Jahrzehnten entwickelt. Ob besser oder schlechter, sei dahingestellt, aber sicher in entgegengesetzte Richtungen. Die Kluft ist breiter geworden, das mit Entsetzen gepaarte Erstaunen über diese fremd gewordene Heimat grösser. Die Zeitungslektüre aus der Ferne und die Stippvisiten haben mich nicht auf den Realitätsschock vorbereitet.

So hätte ich nie geglaubt, wie sehr die Grünen Deutschland und seine Gesellschaft in den letzten Jahrzehnten geprägt haben. Ihre Politik ist Mainstream, ihr Einfluss ist viel grösser als ihre tatsächliche politische Rolle. Erst wenn man selbst die detaillierten und mit Strafen bedrohten Müllsortierungsanweisungen der neuen Wohngemeinde studiert hat, erst wenn man selbst die erste saftige Stromrechnung aus dem Briefkasten gefischt hat, erst wenn man selbst mit beklommenem Gefühl an Gruppen testosterongesteuerter arabischer Jugendlicher vorbei nach Hause gegangen ist,



merkt man, wie viel sich verändert hat, wie fremd man sich fühlt im eigenen Land.

Dass die deutsche Kehrrechtfixierung eine Farce ist, hat unlängst sogar der *Spiegel* festgestellt; dass die Energiewende ebenso teuer wie töricht war, ist längst bekannt; und dass die Flüchtlingspolitik die Gesellschaft in unversöhnliche Lager gespalten hat, erfährt man täglich am eigenen Leib – nämlich dann, wenn man sieht, wie sich die Gegner dieser Politik sehr genau überlegen, ob und wem sie ihre Meinung dazu offenbaren sollen. So mächtig ist der Mainstream, dass sich Andersdenkende oft freiwillig selbst einen Maulkorb anlegen.

Dass dieses neue Deutschland von so vielen so bereitwillig akzeptiert wird, verdankt die Politik alten deutschen Verhaltensweisen. Deutsche waren nie Revolutionäre, ihr Glaube an den Staat ist ungebrochen. Eine Gelb-Westen-Bewegung wie in Frankreich ist ebenso undenkbar wie eine Auflehnung an der Urne gegen das gesamte Establishment wie zuweilen in der Schweiz. Lenins böse Sottise, dass Deutsche einen Bahnhof nur mit gültiger Bahnsteigkarte stürmen würden, stimmt immer noch.

Deutsche stellen ungerne Dinge in Frage, sie denken selten unkonventionell. «Nein, geht nicht», lautet reflexhaft die Antwort, fragt man nach etwas Neuem, Andersartigem,

Ungewöhnlichem. «Das haben wir noch nie so gemacht» und «Das war schon immer so» gehören zu den am häufigsten gehörten Aussprüchen. Aktienbesitz zum Zweck der Alterssicherung steuerlich begünstigen? Geht nicht. Namensschilder an Haustüren durch Nummern ersetzen? Irrsinn. Kartenzahlungen statt Bargeld? Auch Anfang des 21. Jahrhunderts weiterhin höchst suspekt. Und noch immer gibt's in Cafés auf der Terrasse Kaffee nur in Kännchen.

#### Besser wissen sie es immer

In Deutschland, sagt man, sei alles verboten, was nicht ausdrücklich erlaubt sei. Wahrscheinlich sind die Grünen deshalb so populär, eine Partei, deren wesentliches Politik-Instrument Verbote sind. Nach einem ziemlich geschwinden Gewaltmarsch durch die Institutionen besetzen die ergrauten 68er und ihre Epigonen nun die Schaltstellen von Politik, Medien, Wirtschaft, Kultur und Gesellschaft. Ausgerechnet jene Generation, die mit antiautoritärer Erziehung und Frauenbewegung den tyrannischen Mann als Vater und als Partner kastrieren wollte, gesteht «Vater Staat» alle Rechte zu: Ihm überlassen die Bürger fraglos ihre Daten, ihm berappen sie klaglos ihre Steuern, ihm plappern sie gedankenlos die abstrusesten Behauptungen nach.

Ob Feinstaubwerte oder Fahrverbote, Europa-euphorie oder erfundene Hetzjagden – es wird nichts hinterfragt, und wer es doch tut, ist schnell ein Populist, ein Rechter, ein Nazi gar. So wie Heribert Prantls Europa wird alles rasch zur Glaubensfrage, und im Zentrum dieses Glaubens steht, unverrückbar wie seit Kaisers Zeiten, die Überzeugung, dass Deutschland die Welt retten, dass sie an seinem Wesen genesen soll. Auch wenn sie es nicht so genau wissen, besser wissen sie es immer, diese Deutschen.

Und wie steht es mit meinem Glauben an dieses Land, an mein Land? Ist es noch mein Land? Ja, schon, trotz allem, denn wenn ich etwas ändern will für meine Tochter, dann muss ich es hier tun. Ich halte es mit Kurt Tucholsky. Ausgerechnet er, der zynische Spötter, der bekennende Kosmopolit, bekannte sich zu diesem «Land, in dem wir geboren sind und dessen Sprache wir sprechen». Er wehrte sich gegen die Vereinnahmung Deutschlands durch die Politik. «Der Staat», so schrieb er, «schere sich fort, wenn wir unsere Heimat lieben. Warum gerade sie – warum nicht eins von den anderen Ländern? Es gibt so schöne. Ja, aber unser Herz spricht dort nicht. Und wenn es spricht, dann in einer anderen Sprache – wir sagen Sie zum Boden.» Er hatte recht: Deutschland und ich fremdeln zwar. Aber wir duzen uns.



*Meister  
Werk* **Le Difese  
2016**

*Toscana igt  
Tenuta San Guido, Toscana*

Ein kleiner Star!  
In der «Sassicaia-Familie».  
Cabernet-Sauvignon- und Sangiovese-Trauben.  
Sprudelnde Aromen – feine Eleganz.

*Bindella*

CHF **16.80** netto  
statt 21.00, 75 cl

Jetzt bestellen auf [bindella.ch](http://bindella.ch)  
Gültig bis 3.3.2019

*Bindella*  
la vita è bella



## Koryphäe der Konzepte

Von Michael Bahnerth — David Schärer ist Werber und wahrscheinlich Schweizer Meister im Generieren von Aufmerksamkeit. Aus Sympathie berät er auch die Operation Libero. Ein Treffen mit einem Mann, dem die Ideen so geschmeidig ins Hirn flutschen wie die Austern durch den Mund.

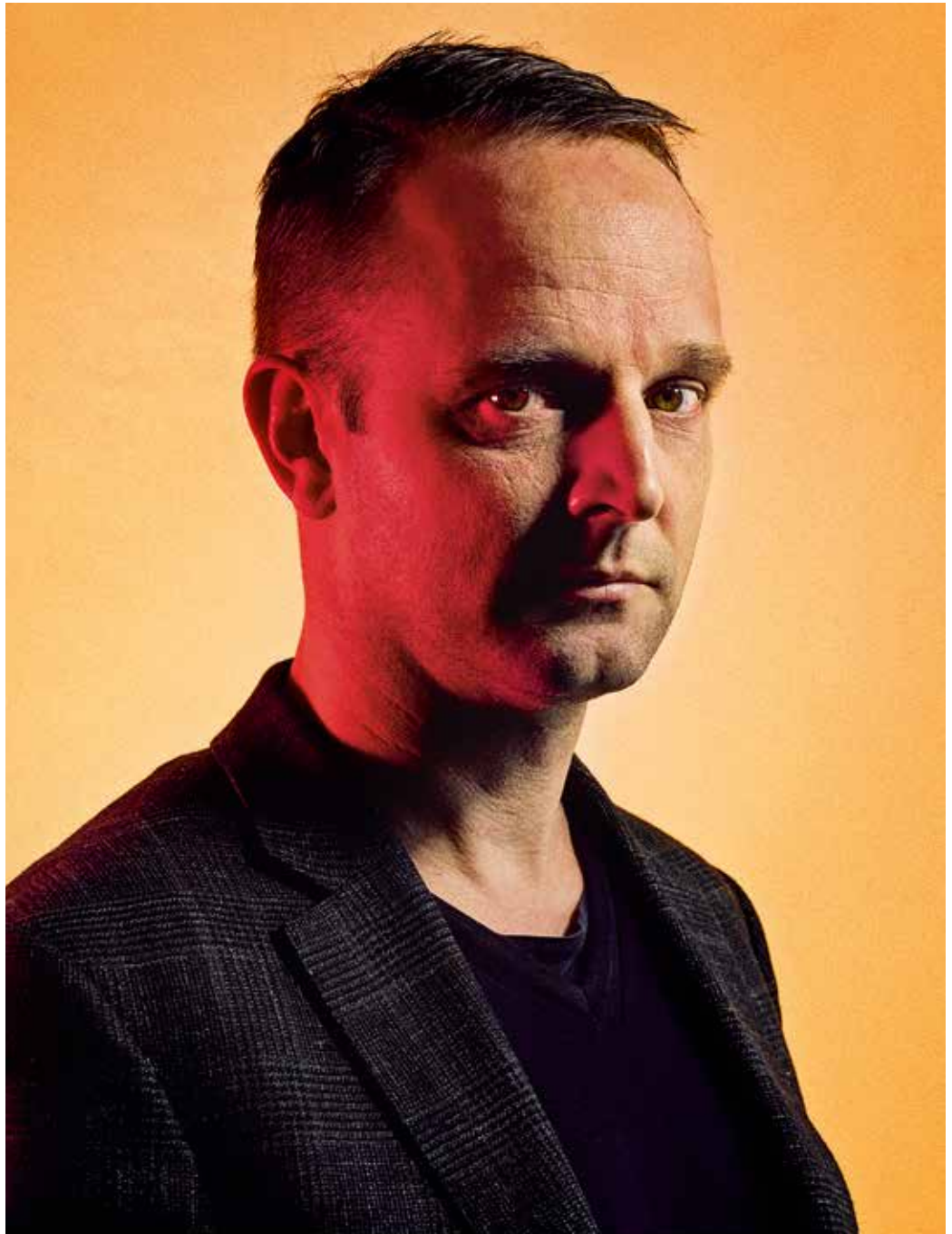
Wir sassen im «Le Petit Royal», nahe dem Savignyplatz in Berlin, bestellten Austern, Steak et Frites und einen Bordeaux. Wir kannten uns nicht, und ich wusste über David Schärer nicht viel mehr, als dass er eine grosse Nummer in der Schweizer Werbung ist, so etwas wie der General der Konzepte. Wir sprachen über Basel, wo wir beide herkommen, dass sie mal Werbehauptstadt gewesen sei, dass sie vieles gewesen sei, und irgendwann sprachen wir über Gleichberechtigung. Ich glaube, wir kamen darauf, weil ich die Operation Libero erwähnte, diese ausserparlamentarische Opposition, die Schärer aus Sympathie berät. Eine ihrer Kampfzonen ist die Ehe für alle. Wir schlürften gerade die Austern, und Schärer meinte, um den Frauen wirkliche Gleichberechtigung zu verschaffen, müsste man die Ehe abschaffen. Die Idee flutschte so geschmeidig ins Hirn wie die Austern durch den Mund, und Schärer sagte, ja, das würde er machen, irgendwann, einfach so, eine Kampagne.

Der Abend in Berlin war gedacht als Interview, aus dem ein Porträt werden sollte, aber es kam anders. Es kam zum privaten Gespräch, und das Thema waren nicht mehr Werbung und die Stellung Schäriers in ihr, sondern eine Tour d'Horizon über persönliche Nebel und Silberstreifen am Horizont, über Kreativität und Schreiben, über das Schwangergehen mit Ideen, über Ideenlosigkeit, und ich sprach mehr, als dass ich zuhörte. Wir verschoben das Interview um eine Woche.

### Punk im Park

David Schärer ist 44 Jahre alt, vom Körperkonzept her ein sportlicher Leptosome, von der neurologischen Konzeption her ein Intellektueller mit Fantasie. Seine Augen sind hellwach, liegen aber in latent angemüdeten Orbitae. Er kleidet sich im Stil seiner Branche, einer Mischung aus Understatement und Kreativstil im äusseren Dunstkreis der Kunst; rahmengenähte Schuhe, die aussehen wie Einzelanfertigungen, Jeans, dünner Pulli und ein Jackett, das man nicht bei H & M kaufen kann.

Schärer ist die Geschichte eines Konzeptionisten, vielleicht des besten in der Schweizer Werbung. Konzeptionist zu sein, ist nicht die schlechteste aller Lebensformen, weil ein Konzeptionist sein Konzept für das wahre Leben hält und das Leben für ein wahres Konzept. Schwer zu sagen, wie weit das Konzepten des eigenen Seins bei David Schärer geht. Ob er Dinge wie Ehe, Familie oder Weintrinken auch für einen



«Vereinzelung der Öffentlichkeit»: Werber Schärer.

klarumrissenen Plan samt Strategie hält und Gefühle für Konzepte, die der Funktion folgen.

Seinen ersten Kontakt mit der Welt des Konzeptes hatte er als Vierjähriger, als die Ehe seiner Eltern in die Brüche ging. Er lebte in Basel in einem guten, kleinbürgerlichen Quartier, der Stiefvater Bereichsleiter bei einem Stromerzeuger, die Mutter Pharma-Assistentin. Mit sechs Jahren entdeckte er ein Konzept, das zu funktionieren schien. Schärer schaute gerne

aus dem Fenster, er sah einen Park, und vor allem sah er immer wieder einen Punk vorbeilaufen, so selbstverständlich und unwehnehmbar wie ein Sonnenaufgang: rote Stachelhaare, abefuckte Lederjacke, zerschlissene Hosen, Sicherheitsnadeln und Doc-Martens-Schuhe. «Ich war tief beeindruckt und dachte schon damals, da muss ein Konzept dahinterstehen, eine Attitüde», sagt er heute im Jugendstil-Sitzungszimmer einer Villa auf der



Enge-Anhöhe in Zürich; er ist Mitinhaber von Rod Kommunikation, der Werbeagentur, die «A Bigger Bang for the Buck», den grösseren Chlapf fürs Geld, in Aussicht stellt.

Die Konzepte, die er heute entwickelt, sind unter anderem Werbung für Betty Bossi, die FDP, die Credit Suisse, die HIV-Präventionskampagne «Love Life» und die Zürcher Stadtpolizei, woraus man ersehen kann, dass Werbeleute keine Berührungängste haben und ehemalige Punks auch nicht.

Schärer ist ein Amplifikator, ein Verstärker. Er hat diesen Begriff in die Welt gesetzt. Seine Aufgabe ist es, die gesamtgesellschaftliche Relevanz einer Botschaft in den diversen medialen Kanälen zu verbreiten und so grösstmögliche Aufmerksamkeit zu erzielen. Das Leben Schäfers als Tweet ginge so: #Konzept ... begann als Punk und raucht heute nach getaner Arbeit gelegentlich Zigarre.

Das mag nach einem Verrat klingen an den idealen Konzepten der Jugend, aber es ist ein Verrat, um den nur jene herumkommen, die sich frühzeitig das Leben nehmen oder sich kindisch weigern, erwachsen zu werden. Das ist das Konzept der Welt; der Mensch beginnt als Revolutionär und endet bürgerlich, egal, ob links oder rechts. Mit fünfzehn oder sechzehn Jahren interessieren ihn das Punksein und das Konzept dahinter nicht mehr.

Mit achtzehn Jahren hat er ein erstes grosses Erfolgserlebnis, scheitert dann aber trotzdem, weil er sein Konzept noch nicht begriffen hat. Er besteht die Aufnahmeprüfung der Kunstgewerbeschule, Grafikfachklasse, er mag die Leute dort, die Welt der Ideen und der Kreativität, die sie verkörpern, es ist ein kleiner Gegenentwurf zum beginnenden Neoliberalismus in der Welt und zu all den bürgerlichen Berufen. Er beginnt, sich selbst zu definieren, und das ging so: «Ich bin David und habe gute Ideen.»

### Siebenseitiger Brief an Harald Schmidt

Er könnte nach Dublin gehen, hat dort einen Studienplatz für visuelle Kommunikation. Aber er sieht, dass sein Talent als Gestalter limitiert ist; Konzept futsch. Er tritt den Studienplatz nicht an. Schmerzlich sei das nicht gewesen, da war keine Beule im Ego eines jungen Mannes. Er begibt sich auf die Suche nach einem neuen Konzept. Musik ist wichtig, er hört Grunge, er ist Mitorganisator des Basler Clubfestivals B-Scene und macht, zusammen mit Freunden, ein wenig in Politik; Schlafstadt Basel ist das Thema, und sein Konzept ist eine Manifestation; er legt sich eine Nacht im Schlafsack vor das Rathaus. Seine Freunde werden für die SP ins lokale Parlament gewählt, er nicht. Er könnte nachrücken ein paar Monate später, aber er will nicht mehr. Er weiss inzwischen, was er kann und was nicht, und er ist angekommen im konzeptionellen Denken. Er fokussiert sich jetzt auf seine Stärken und weniger darauf, seine Schwächen zu eliminieren. Er hat begriffen, dass man

etwas tun muss, das man besser kann als andere. Alles andere ergibt keinen Sinn.

Schärer steht jetzt in den Startlöchern, aber der Schuss ist noch nicht gefallen. Privat hat er sein Konzept gefunden; er ist 23-jährig, hat eine Frau und ein Kind. Er hat die Kunstgewerbeschule abgeschlossen, weiss aber, dass er nicht zum Künstler taugt. «Ich bin -pong»,



**Kern der Botschaft:** HIV-Präventionskampagne.



**Reiz von aussen:** gegen «No-Billag».

sagt er, und -pong ist derjenige beim Pingpong, der auf einen Ball reagiert. Er braucht einen Reiz von aussen, einen Satz, ein Bild.

Vielleicht ist auch Timing ein Konzept, jedenfalls hat er es, wird Praktikant in der Pressestelle des Basler Theaters, das damals unter Stefan Bachmann eine grosse Zeit hatte. Das Theater war eine Handvoll grossartiger Schauspieler und Freaks, ein kleiner, um sich selbst und die Welt kreisender Kosmos. Da war dieser siebenseitige Brief an Harald Schmidt, den Kabarettisten und Entertainer, geschrieben von einem Dramaturgen, sieben Seiten seifiges Gesülze, aber gehaltvoll, abgeschickt mit der Bitte, das ja nie zu veröffentlichen. Schmidt las in seiner Show dann, natürlich, den ganzen Brief vor, es war ein Riesencoup und für Schärer eine Erleuchtung. Er hatte den Mechanismus und die Mechanik des Marke-

### Es war die Geburtsstunde der «Amplification», dieses Bespielens einer Botschaft auf allen Kanälen.

tings begriffen. Es war die Geburtsstunde der «Amplification», dieses Bespielens einer Botschaft auf allen medialen Kanälen.

Schärer wechselt die Stadt und in die Werbung; Jung von Matt/Limmat. Werbung ist damals, Anfang 2000, immer noch eine grosse Sache, ein Lifestyle, zwar kein Paradies mehr für Kreative, weil die Zeit der fast grenzenlosen Budgets und der branchenimmanenten Sauf-touren vorbei ist, aber ein kleines Schlaraffen-

land ist es immer noch. JvM hatte die SBB als Kunden, es ging um Werbung für das Halbtax-Abonnement, der Slogan war «Sparen, wo es sich lohnt». Schärer lieferte ein Konzept dazu, und das Konzept war der Geiz der Schweizer. Er gab eine Umfrage in Auftrag, die untersuchte, wie und wo der Schweizer am geizigsten ist. Die Resultate liess Schärer den Medien zukommen, die mit Berichten darüber nicht geizten, vor allem die Sonntagszeitungen. An einem Montag startete die Kampagne. Es war Schäfers Gesellenstück, und er war angekommen in der Werbung und in seinem Konzept.

Seither ist er ein unermüdlicher Aufmerksamkeitsgenerator. Werbung heute ist der Wettbewerb um Aufmerksamkeit. Es geht immer um dasselbe: den Kern einer Botschaft herauschälen und ihn ins öffentliche Bewusstsein pflanzen. Es spielt keine Rolle, ob es sich um ein Produkt handelt oder einen Politiker, Tim Guldemann etwa. Schärer selbst ist zwar kein Politiker, aber ein politisch denkender Mensch, ein Verfechter der Freiheit des Einzelnen, und er ist kein liberaler Linker mehr, sondern ein linker Liberaler.

### Die beste Werbestrategie

Das alles ist nicht leicht, die Welt ist reizüberflutet. Ein Hirn in den Industriestaaten sieht sich täglich mit 10 000 Botschaften konfrontiert. Schärer spricht von einer «Vereinzelung der Öffentlichkeit». Es gibt nicht mehr diesen einen Kanal, wie früher etwa die «Tagesschau» um halb acht, es gibt nur noch Kanäle, und jeder hat seinen eigenen, individualisierten. Kunst ist es geworden, die Stärken eines jeden Kanals auszuloten und ihn dementsprechend zu bespielen und all die Kanäle wie bei einem Puzzle zu einem grossen Gesamtbild zusammenzubringen.

Es gibt dabei kein Geheimnis. Es gibt nur bessere Konzepte und schlechtere. Und es gibt den Mut zum Ungewöhnlichen, das aller Vernunft und allem Mainstream entgegenläuft und in der Konformität für Einzigartigkeit sorgt. Da war dieser Football-Spieler, Colin Kaepernick, ein Halbschwarzer, der sich bei der Nationalhymne nicht erhob, um gegen ein Amerika der Ausgrenzungen zu protestieren. Nike zeigte ihn, schwarz weiss, nur das Gesicht: «Just do it». Für Schärer war es die beste Werbestrategie des vergangenen Jahres, weil sie alles beinhaltete: Politik, Mut und Aufmerksamkeit.

Zwanzig Jahre ist Schärer inzwischen in jenem Business, das auf den Kopf zielt und hofft, die Brieftasche zu treffen; Halbzeit, die Mitte der Karriere. Gelegentlich fragt er sich, ob er das nochmals so lange macht, fit bleibt und so weiter. Ob ihm immer was einfällt und die «Angst vor der Ideenlosigkeit, diesem Damoklesschwert über dir», nicht plötzlich bedrohlich nahe kommt. Aber es würde nicht wundern, wenn er für diesen Fall schon ein Konzept parat hätte.

## Verhältnismässiges Dominospiel

Von Christoph Mörgeli

2019 wird für die Schweiz zum Jahr des 2 EU-Rahmenabkommens. Ein Projekt der Eliten gegen die Mitbestimmungsrechte der eigenen Bevölkerung. Ein Anschlag auf die Demokratie. Denn Demokratie ist die Staatsform der Alternativen. «Alternativlos» geht nicht. Es muss immer ein Ja oder ein Nein möglich sein. Von Sachabstimmung zu Sachabstimmung. Ohne Drohungen mit dem Weltuntergang. Ohne Präsentation aller möglicher Folterwerkzeuge. Oder erpresserische Verknüpfung sachfremder Politikbereiche.

Es geht beim Rahmenabkommen um einen Vasallenvertrag, wie ihn kein einziger Staat der Welt kennt. Dieser hätte folgende Konsequenz: Sollte sich das Schweizer Stimmvolk an der Urne anders entscheiden, als es das künftige – vielfach heute noch nicht einmal bekannte – Recht der EU vorsieht, drohen «Ausgleichsmassnahmen». Der Bundesrat behauptet in seinen Erläuterungen zum institutionellen Abkommen mit Brüssel: «Entscheidet die Schweiz, neue Rechtsakte der EU oder Anpassungen nicht zu übernehmen, müssen allfällige Ausgleichsmassnahmen der EU verhältnismässig sein.»

Diese Aussage ist unkorrekt. Oder sprechen wir von einem vorsätzlichen Irrtum, um das Wort Lüge zu vermeiden. Nennen wir es eine bundesrätliche Kunstform, um die Wahrheit zu umgehen. Denn von «verhältnismässig» kann keine Rede sein. Vielmehr werden die ganz unterschiedlichen Vertragswerke des Pakets der Bilateralen I mit einer Guillotineklauselel zusammengebunden. Und auch sämtliche neuen, allfällig in Zukunft abzuschliessenden Abkommen mit der EU sollen durch eine Super-Guillotine verknüpft sein. Was heisst: Sollte sich das Schweizer Volk gegen einen einzigen Teil des Verknüpfungswerkes entscheiden, fallen alle damit verknüpften Bestimmungen dahin.

Wer hier von «verhältnismässig» spricht, könnte das Wort genauso für die Konsequenzen im Dominospiel anwenden, wenn der erste Stein umfällt. Doch die *NZZ am Sonntag* nennt die Befürworter des EU-Anbindungsvertrags als Einzige die «konstruktiven Kräfte der Schweiz». Alle Befürworter von Selbstbestimmung und Volksrechten sind demnach destruktiv. Also zerstörend und zersetzend. Denn unsere Eliten haben genug vom Volk, das ihre Interessen immer wieder durchkreuzt. Vielleicht haben aber auch wir Bürger gelegentlich genug von Interessenvertretern, die in unserem Namen ihre Interessen vertreten.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## In der Not der Oskar

Von Peter Bodenmann — Parteien müssen ihre potenziellen Wählerinnen und Wähler mobilisieren. Niemand machte dies bisher besser als die SVP.



Weil Parmelin versagt hat, soll Freysinger für Stimmung sorgen. Vielleicht mobilisiert er CVP und FDP.

Es gibt in der Westschweiz alles, nur keinen Parmelin-Effekt. Der Weinbauer und Korporal bewegt nichts und bewegt niemanden. Seine Flucht aus dem VBS war Fahnenflucht.

Auch sonst läuft es für die SVP in der Westschweiz grottenschlecht. Die stärkste Partei der Schweiz ist in keiner Kantonsregierung mehr vertreten. Und im Kanton Neuenburg lässt der bisherige Nationalrat müde den Kochlöffel fallen. Und der heillos überforderte Yves Perrin muss noch ran.

Übervater Christoph Blocher und Kampagnenleiter Adrian Amstutz haben begriffen, dass es so in der Westschweiz nicht weitergehen kann. In der Not haben sie Oskar Freysinger reaktiviert.

Adrian Arnold war unser Fernsehmann in Berlin. Neu berichtet er aus dem Bundeshaus. Die CVP wollte den mehr als Braven in Brig-Griglis als Gegenkandidaten für die Präsidentschaftswahlen aufstellen. Arnold zögerte lange und sagte dann ab.

Adrian Arnold stellte Adrian Amstutz die Frage, ob Freysinger weiterhin Vorträge vor europäischen Rechtsextremisten halten werde. Natürlich nicht, war die Antwort des Berners.

Ganz anders Oskar Freysinger. Natürlich werde er im Ausland wie bisher dort auftreten, wo er dies wolle. Ihm werde das niemand verbieten können.

Inhaltlich ist Freysinger ein Trumpist. So ist für ihn Greta Thunberg eine Inquisitorin. Richtig ist: Menschen wie Greta, Menschen mit Asperger-Syndrom sind in Zeiten der Inquisition von den Vertretern des christlichen Abendlandes gefoltert und verbrannt worden.

Der erfolgreiche Kampf gegen das Ozonloch war und ist für Freysinger nichts als der Versuch des Kapitals, wegen Ablauf von Patenten neue Profite zu generieren.

Es gibt nicht mehr als 22 Prozent der Schweizerinnen und Schweizer, die stramm auf dieser SVP-Linie sind. Nur gelingt es der SVP bisher, ihre Basis besser als andere Parteien zu mobilisieren. Deshalb erscheint sie grösser, als sie ist.

Für den grösseren Teil der SVP-Basis spielt es keine Rolle, ob die Fakten stimmen. Wichtig ist nur der rechte Groove, besonders in der Westschweiz. Die Leserbriefe im *Blick* zeigen, auch in der Deutschschweiz wollen viele SVPler Klamauk. Es gibt in der Schweiz rechts eine faktenresistente Polit-Blase wie in den USA. Nur eben eine prozentual viel kleinere – noch.

Der als Staatsrat abgewählte Freysinger mobilisierte im Wallis seine Gegner. Das könnte sich schweizerisch wiederholen. Wenn FDP und CVP diese ihre Chance nutzen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## «Meint ihr das wirklich ernst?»

Von Kurt W. Zimmermann — Jonas Projer wechselt von der «Arena» zum *Blick*. Es kann eine famose Kombination werden.

Der schwierigste Weg, den TV-Moderator Jonas Projer zuletzt zurückzulegen hatte, war der Weg vom Portier zum Lift.

Vom Portier zum Lift sind es in der Eingangshalle des Ringier-Pressehauses rund zwanzig Meter. Der populäre Projer musste jeweils versuchen, diese Strecke unerkannt zurückzulegen. Der Lift brachte ihn dann in den obersten Stock des Pressehauses. Dort traf er sich mit *Blick*-Chefredaktor Christian Dorer und Ringier-CEO Marc Walder zu vertraulichen Gesprächen.

Walder erklärte dort Projer seine Idee. Die Idee heisst «Blick-TV». Der Ringier-Konzern will seinen Boulevardtitel zu einem Fernsehkanal ausbauen.

Walder will dafür gehörig investieren. «Für den *Blick* ist das die grösste Kiste seit der Gründung des *Sonntagsblicks*», sagt er.

Der Plan hinter Walders TV-Projekt ist ökonomisch getrieben. Die üblichen Texte mit Fotos sind im Internet nur schwer mit Werbung zu refinanzieren. Die Werbebranche investiert ihr Geld viel lieber in bewegte Bilder. Sie platziert dann sogenannte *Pre-Rolls* am Anfang eines Videos oder *Mid-Rolls* in der Mitte des Films.

Wer im Internet künftig Geld verdienen will, muss darum eine Website wie *Blick.ch* in eine Art TV-Programm verwandeln, mit selbstproduzierten Videos zu Politik, Wirtschaft, Sport und Showbiz. Dazu braucht es als Chef einen TV-Profi. Projer war Idealkandidat, weil er auch ein Flair für Unterhaltung hat, was sich etwa zeigte, als er die fröhliche Christa Rigozzi zur «Arena» holte.

Walder fragte also im obersten Stock des Ringier-Pressehauses, ob sich Projer für «Blick-TV» interessieren könnte. Projer fragte zurück: «Sagt, meint ihr das wirklich ernst?»

Die Frage war berechtigt. «Arena»-Sendeleiter Projer, 37, ist ohne Zweifel der profilierteste Schweizer TV-Journalist der Gegenwart. So einer verlässt seinen Starstatus im öffentlichen Funk nicht für eine spontane Idee eines Privatverlags.

Doch bei Ringier meinen sie es ernst. CEO Walder will für «Blick-TV» rund fünfzig Mitarbeiter unter Vertrag nehmen. Etliche davon werden, vom Namen Projer angezogen, vom Schweizer Fernsehen zu Ringiers Projekt wechseln.

Im Startjahr rechnet Walder mit hohen Investments und Anschubkosten von rund zehn Millionen Franken. Dann will er relativ schnell den Break-even schaffen. «Blick-TV» wird



«Mediencoup des Jahres»: Moderator Projer.

neue TV-Studios bauen oder übernehmen müssen, etwa im Bundeshaus oder in Fussballstadien. Dazu braucht es Verträge mit internationalen Newsagenturen von Reuters bis CNN. Teuer für Projers Team werden vor allem die Reportage aus der Schweiz, weil es hier, von der Volksabstimmung bis zur Überschwemmung, eigene TV-Teams an den Schauplätzen braucht.

Zu empfangen ist «Blick-TV» primär über die eigene Website und deren App. Dazu aber soll der Sender, wie die anderen Fernsehkanäle auch, in die Senderliste von Swisscom TV aufgenommen werden. Das ist kein Problem, weil Ringier zusammen mit Swisscom die Werbeermarktungsfirma Admeira betreibt, die auch die TV-Werbung für die SRG-Kanäle akquiriert.

Als Projer seinen Wechsel aus der SRG-Sicherheit ins Risiko begründete, wurde er leicht philosophisch. «Wenn man das Scheitern nicht in Kauf nimmt, hat man nichts gewagt», sagte er im *Blick*, der seine Verpflichtung als «Mediencoup des Jahres» feierte.

Kommen wir von der Philosophie noch kurz zurück auf den Boden. Zumindest finanziell wird das Wagnis aufgefangen. Bei der «Arena» verdiente Projer rund 130 000 Franken im Jahr. Bei «Blick-TV», wie man bei Ringier bestätigt, sind es über 200 000.

## Total normal

Von Henryk M. Broder — Friedlich und vernünftig. Aber Vorsicht!

Der Staatssekretär im Auswärtigen Amt und spätere Reichskanzler Bernhard von Bülow hielt am 6. Dezember 1897 eine Rede im Reichstag, in der er die deutsche Kolonialpolitik in einem Satz auf den Punkt brachte. «Wir wollen niemand in den Schatten stellen, aber wir verlangen auch unseren Platz an der Sonne.» Zweieinhalb Jahre später, am 27. Juli 1900, schickte Kaiser Wilhelm II. ein Expeditionskorps zur Niederschlagung der Boxeraufstände nach China und verabschiedete es mit den Worten: «Kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen! Pardon wird nicht gegeben! Gefangene werden nicht gemacht! Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen!»



Es waren zwei Reden, die lange als repräsentativ für den deutschen Nationalcharakter galten, noch bevor das Dritte Reich alles Dagewesene übertraf. Zwei Weltkriege, eine über vierzig Jahre währende deutsche Teilung und dreissig Jahre vereintes Deutschland später haben die Deutschen in jeder Beziehung abgerüstet. Die Bundeswehr ist eine Friedensarmee, die Kanzlerin redet dem Multilateralismus das Wort und verordnet dem Land eine «Energiewende», die es in den Ruin treiben wird.

Beim Klimaschutz und bei der Entwicklung von künstlicher Intelligenz will man der ganzen Welt ein Vorbild sein. Ebenso bei der «Willkommenskultur».

Was ist mit den Deutschen los?

Eine aktuelle Studie des Policy Institute der Open Society Foundations gibt eine Antwort auf diese naiv klingende Frage. 88 Prozent der Deutschen, so eine repräsentative Umfrage, sind auf «mindestens einen Aspekt der nationalen Identität» stolz – auf das Grundgesetz, den Sozialstaat, das kulturelle Erbe, die wirtschaftliche Leistung oder den technischen Fortschritt. Es folgen der Umgang der Deutschen mit ihrer Geschichte, die Toleranz gegenüber Zuwanderern und der deutsche Beitrag zur europäischen Integration. Nur 12 Prozent sind auf gar nichts stolz, nicht einmal auf die militärischen Leistungen der deutschen Soldaten, was freilich auch daher kommen mag, dass danach nicht gefragt wurde.

Die Umfrage zeigt, wie total normal die Deutschen inzwischen geworden sind, friedlich und vernünftig. Aber Vorsicht! Schon Tucholsky wusste: «Nie geraten die Deutschen so ausser sich, wie wenn sie zu sich kommen wollen.»

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man eine Fondue-Mischung «Blutti Meitschi» nennen? Diese gibt es in unserer Dorfmolkerei, es handelt sich dabei um eine Käsemischung der milden Sorte.

*Matthias Maeder, Engelberg*

Ja, das darf man. Aber nur, wenn man die Vollzeitdemonstranten, die dann vor der Molkerei zum Boykott aufrufen, alle fünfzehn Minuten mit warmen Getränken versorgt. Ausserdem sollte die Trigger-Warnung auf der Fondue-Verpackung gendergerecht formuliert sein. #CheeseToo. *Tamara Wernli*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Freiheit beginnt im Kleinen und endet bei der Bevormundung durch das Ausland.» *Jakob J. Blattmann*

### In die feminine Richtung gedrängt

Nr. 7 – «Zur Stellung des Mannes im Universum» von Michael Bahnerth

Der klinische Psychologe Jordan B. Peterson schreibt in seinem Buch «12 Rules for Life»: Wenn Weichheit und Harmlosigkeit die einzig bewusst akzeptierten Tugenden seien, dann würden Härte und Dominanz beginnen, eine unbewusste Faszination auszuüben. Das bedeutete zum Teil für die Zukunft, dass Männer, wenn sie zu hart in die feminine Richtung gedrängt werden, sich mehr und mehr für harsche und faschistische politische Ideologien interessieren. Das heisst also mit anderen Worten, dass das Pendel – wie fast immer – wieder in die Gegenrichtung ausschlagen wird.

*Helmut Beyer, Dürnten*

### Gegner von Frömmelei

Nr. 7 – «Talib Gotthelf»; Michael Maar über den Schweizer Schriftsteller

Dass man aus einer grossartig erzählten Sage einen religiösen Fanatismus herausdestilliert, ist ein Zeugnis von Ahnungslosigkeit. Gotthelf ist nicht nur einer der grössten Erzähler der Geschichte, er war auch ein entschiedener Gegner von Frömmelei. «Taliban Gotthelf», dümmert geht gar nicht.

*Franz Elmiger, Solothurn*

### Traumwolkenschwebend

Nr. 7 – «Nachruf»; Michael Bahnerth über Rosamunde Pilcher

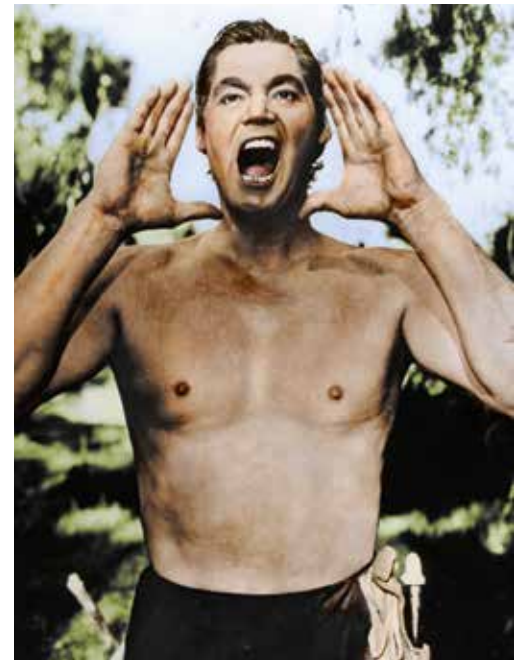
Zartschmelzende Gratulation und herzerweiternden Dank an Michael Bahnerth für seinen gefühlsschwangeren und so fabulös verfassten Nachruf auf die traumwolkenschwebende Rosamunde Pilcher. Ein Lesevergnügen. Chapeau! *Ruth Meisser, Trogen*

### Starke eigene Armee

Nr. 7 – «Aufstand der Offiziere»; Philipp Gut und Christoph Mörgeli über die Verschärfung des Waffenrechts

In nächster Zeit wird das Schweizervolk über die Beschaffung neuer Kampfflugzeuge abstimmen können. Wenn man hofft, dass sich die Bürgerinnen und Bürger für eine starke eigene Armee entscheiden, darf man ihnen nicht vorher den legalen privaten Waffenbesitz einschränken. Freiheit beginnt im Kleinen und endet bei der Bevormundung durch das Ausland.

*Jakob J. Blattmann, Niederhasli*



*Das Pendel schlägt in die Gegenrichtung.*

### Leise und sehr sparsam

Nr. 6 – «Das Feuer brennt»; Beat Gygi über den Verbrennungsmotor

Der Diesel ist ein komfortabler Antrieb, der dank gutem Drehmoment nie hohe Drehzahlen fordert. Ein Personenwagen mit Handschaltung lässt sich innerorts im fünften Gang fahren, leise und sehr sparsam. Und der Diesel verleitet, obwohl kräftig, nie zur Raserei. Zudem sind neue Diesel gemäss den jüngsten EU-Emissionsvorschriften so sauber wie Benziner. Klar, dass Klimaschutzprofessoren und -propheten all das nicht akzeptieren: «Elektromobilität» heisst ihr Zauberwort. Gerne erwähnen sie Norwegen, wo bei 5,3 Millionen Einwohnern schon rund 120 000 E-Autos immatrikuliert sind. Grund: Diese werden hoch subventioniert; keine Mehrwertsteuer, keine Mautgebühren, Parken in Städten ist teilweise gratis. Kein anderes Land in Europa kann Norwegen kopieren. Dennoch sind die Medien voll auf den Hype eingestiegen. *Franz Glinz, Bassersdorf*

### Neue Märkte

Nr. 6 – «Figgi und Müli»; Beda M. Stadler über den EU-Rahmenvertrag

Unabhängigkeit und direkte Demokratie werden de facto abgeschafft. Weiterhin werden wir mit Arbeitskräften aus dem EU-Raum überschwemmt, man hört immer mehr Hochdeutsch, auch bei Ämtern. Die EU versucht erneut, die Schweiz zu erpressen, etwa via Börsenanerkennung oder Steuern auf



Stahl. Die Unternehmen wären gut bedient, sich vermehrt auf die Märkte in Grossbritannien, Nordamerika und Asien zu konzentrieren. *Patrick Schäfli, Liestal*

### Wegwerfgesellschaft

Nr. 6 – «Kindersoldaten der Linken»; Alex Baur über den Klimastreik der Jugendlichen

Grünschnäbel, Kindersoldaten der Linken, Klimajugend, gedrillte Klimapioniere ... Wer den Aufruf junger Menschen zum Klimaschutz auf diese Weise lächerlich macht, strotzt vor Verachtung für Andersdenkende. Wer die Teilnehmer an Klimademos mit Hohn und Spott überschüttet, weil Events wie Flugschauen mehr Menschen anlocken, handelt böswillig. Mit fairem Journalismus hat dies nichts zu tun.

*Pius Widmer, Winterthur*

Dass sich junge Schweizer über das Klima Sorgen machen, finde ich sehr redlich, geht es doch um ihre Zukunft. Bevor man jedoch über das Klima diskutiert, müsste man sich vielleicht zuerst mal um die Umwelt kümmern. Was die jungen Schweizer für die Umwelt empfinden, kann man jährlich beobachten, wenn bei grossen Anlässen wie Open-Air-Festivals, Street Parade oder Konzerten im Letzigrund oder Stade de Suisse die Organisatoren tonnenweise Abfall entsorgen müssen, welcher von den Besuchern zurückgelassen wird – nach dem Motto: Es gibt ja Leute, welche unseren Abfall wegräumen. Da kann jeder seinen persönlichen Beitrag leisten. Auch wenn wir in einer Wegwerfgesellschaft leben, heisst das noch lange nicht, dass man dies wörtlich nehmen muss. *Herbert Stalder, Oberbüren*

### Nato-Propaganda

Nr. 5 – «Personenkontrolle» über Fabian Molina von Alex Baur

Leider bedient sich der Autor unreflektierter Nato-Propaganda. Maduro ist demokratisch gewählter Präsident Venezuelas, dessen Legitimität ihm nur das eigene Volk absprechen kann. Anstatt sich 2017 an den Wahlen zu beteiligen, boykottierte die Opposition diese. Die tiefe Wahlbeteiligung diente dann als Vorwand, Maduros Wahl für ungültig zu erklären. Guaidó, der nachweislich ein Kandidat der USA ist, hat sich selbst zum Präsidenten gekrönt. Das hat überhaupt nichts mit Demokratie zu tun. In Venezuela geht es um Öl und um den Dollar. Der Rest ist Kriegspropaganda.

*Christoph Ruprecht, Solothurn*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Besteht für Sie eine Parallele zwischen einem Steuerhinterzieher und einem Sozialhilfebetrüger? Muss man beide mit gleicher Härte verfolgen? Schliesslich betrügen beide den Staat. Oder sehen Sie zwischen Nicht-Geben und Zu-viel-Nehmen einen moralischen Unterschied?** *Antonia G., Frauenfeld*

Natürlich gibt es Parallelen zwischen einem Steuerhinterzieher und einem Sozialhilfebetrüger. Der Steuerhinterzieher bezahlt nicht die Steuern, die er von Rechts wegen bezahlen müsste. Er deklariert weniger Einkommen oder weniger Vermögen. Er bezahlt also das nicht, was er an den Staat bezahlen müsste, und handelt darum rechtswidrig. Wer rechtswidrig handelt, hat die Konsequenzen zu tragen.

Der Sozialhilfebetrüger bezieht vom Staat eine nicht gerechtfertigte Leistung, indem er mit seinen falschen Angaben Geld einfordert, das ihm nicht zusteht. Er ist ein Sozialhilfebetrüger. Wenn das feststeht, muss auch er die Konsequenzen tragen. Beide – der Steuerhinterzieher und

der Sozialhilfebezüger – werden bestraft. Der Steuerhinterzieher wird gebüsst, hat Steuern, Nachsteuern und Strafsteuern zu bezahlen. Liegt Steuerbetrug vor, erhält er sogar eine Gefängnisstrafe. Der Sozialhilfebetrüger muss die erschwindelten Gelder zurückbezahlen, erhält eine Busse, in schweren Fällen eine Gefängnisstrafe und sogar einen Landesverweis. Rechtlich besteht eigentlich kein Unterschied: Jeder hat Unrecht begangen, jeder wird deswegen bestraft.

Ob ein moralischer Unterschied vorliegt, hängt von der Moral ab. Diese ist streng von der rechtlichen Situation zu unterscheiden. Moral ist keine allgemeingültige Grösse. Es kann durchaus etwas moralisch verwerflich sein, aber rechtlich erlaubt. Allerdings gilt das auch umgekehrt.

Der eine findet vielleicht, Steuern einzutreiben, sei eine an sich unmoralische Sache, denn der Staat beziehe etwas vom Bürger, was diesem gehöre. Trotzdem, hier gilt das Recht. Der andere findet, nein die Sozialhilfe sei den Bürgern geschuldet, das sei moralisch richtig, und darum dürfe man Sozialhilfe notfalls auch erschwindeln. Doch es zählen Recht und Gesetz. Lassen wir die Moral. Bei der Schaffung oder Änderung von Gesetzen spielt dann die Moral eine Rolle. Was moralisch richtig ist, ist aber nicht immer klar. Darum sind Gesetzesänderungen stets umstritten.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

### Deshalb braucht das Gewerbe einen flüssigen Verkehr

ab Montag, 25. Februar, täglich auf 17.35 Uhr auf



und ab Montag, 4. März,  
täglich um 17.25 Uhr auf



und unter:

[www.fokus-kmu.tv](http://www.fokus-kmu.tv)

# Powerplay gegen Schweizer Hilfswerke

Heimische Nichtregierungsorganisationen erhielten von Brüssel gegen 30 Millionen Franken jährlich. Damit ist nun Schluss. Die Streichung der Gelder habe nichts mit Brexit und Rahmenvertrag zu tun, versichert die EU. Wirklich? Von Philipp Gut und Roman Zeller



**Verdächtige Signale:** Mitarbeiterin der Schweizerischen Stiftung für Minenräumung (FSD) in Sri Lanka.

Nein, nein, heisst es in Brüssel, mit Politik habe der Entscheid der EU-Kommission absolut nichts zu tun. Weder die Austrittsverhandlungen mit Grossbritannien noch die Integrationsgespräche mit der Schweiz (institutionelles Abkommen) hätten dabei irgendeine Rolle gespielt. «Dass es einen Zusammenhang mit den Brexit-Verhandlungen gibt, ist rein zufällig», sagt Carlos Martin Ruiz De Gordejuela, Pressesprecher Humanitäre Hilfe und Katastrophenschutz der Europäischen Kommission, auf Anfrage der *Weltwoche*. Er könne nichts dafür, dass die Brexit-Wirren gerade zur selben Zeit stattgefunden hätten wie der Beschluss der Kommission, keine Gelder mehr an Schweizer Nichtregierungsorganisationen (NGOs) zu zahlen. Ob der Abschluss eines Rahmenvertrags zwischen der Schweiz und der EU daran etwas ändern würde, könne er «nicht genau sagen». Er werde dies allerdings intern prüfen, so der EU-Sprecher.

Die Aussagen sind – entgegen den wortreichen Beteuerungen Brüssels, es handle sich keineswegs um einen politischen Druckversuch – nicht unbedingt geeignet, einschlägige Vermutungen zu widerlegen.

## Abhängig von Brüssel

Tatsache ist: Die Streichung der Gelder traf die Schweizer Hilfswerke wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Jahrelang erhielten sie Millio-

## Was jahrzehntelang gültig war, gilt nun auf einmal nicht mehr.

nenzahlungen aus der EU-Kasse, teilweise waren die Beträge aus Brüssel sogar höher als die Subventionen aus Bern. Logisch, dass dies eine gewisse Abhängigkeit begründete. Hört man sich bei den betroffenen NGOs um, finden sie

für die zuständige Generaldirektion Humanitäre Hilfe und Katastrophenschutz (GD Echo), die der Europäischen Kommission untersteht, nur Lob. «Echo ist einer unserer wichtigsten Finanzierungspartner, und die Entscheidung [über den Stopp der Zahlungen, die Red.] war eine ziemliche Überraschung», sagt David Verboom, CEO des Hilfswerks Medair. Dieses bekam von Echo im letzten Jahr 15 Millionen Franken. Die Gelder flossen regelmässig über längere Zeiträume: «Medair konnte seit über zwanzig Jahren auf die Echo-Gelder zählen», so Verboom. Zum Vergleich: Vom Bund erhielt das Hilfswerk 2018 lediglich 3,3 Millionen Franken, hinzu kam eine Spende der parastaatlichen Glückskette, des «humanitären Arms der SRG», von 5,4 Millionen. Aus Brüssel floss mithin erheblich mehr.

Subanzielle Beiträge der EU-Kommission erhielten im vergangenen Jahr weitere NGOs aus der Schweiz: Terre des hommes (7,2 Milli-



onen Euro), Geneva Call mit Verwaltungsrätin Micheline Calmy-Rey (2,4 Millionen Euro), Caritas (1,2 Millionen Euro) und der Lutherische Weltbund (2,32 Millionen Euro). Solidar Suisse durfte immerhin rund 180 000 Franken entgegennehmen, Ärzte ohne Grenzen musste mit einem vernachlässigbaren Betrag vorliebnehmen.

Nicht alle NGOs stellen jedes Jahr einen Antrag auf Unterstützung. 2017 zählte etwa auch die Internationale Katholische Migrationskommission mit Sitz in Genf zu den Empfängern. Sie bekam 2,8 Millionen Euro aus dem Echo-Topf auf ihr Konto überwiesen. Die Subvention an die Schweizerische Stiftung für Minenräumung (FSD) im Umfang von gut 130 000 Franken nimmt sich demgegenüber schon fast bescheiden aus. Allerdings addieren sich die Echo-Gelder im Lauf der Jahre auch im

## Norwegische NGOs sind vom Kurswechsel der EU-Kommission nicht betroffen.

Fall der FSD auf ansehnliche Summen. Seine Stiftung habe bisher «20 bis 30 Millionen Franken von der EU bezogen», sagt Vizedirektor Benedikt Truniger gegenüber der *Weltwoche*.

Echo ist nicht die einzige EU-Institution, die Gelder an Schweizer Hilfswerke verteilt. Medair beispielsweise erhielt im letzten Jahr zusätzlich zu den 15 Echo-Millionen (in Franken) weitere 2,5 Millionen (in Euro) vom EU Regional Trust Fund in Response to the Syrian Crisis, früher auch von Europe Aid, einem europäischen Fonds für Entwicklungszusammenarbeit. Insgesamt wurden Schweizer NGOs in den Jahren von 2007 bis 2018 allein von Echo durchschnittlich rund zwei Dutzend Millionen Euro zugesprochen. Damit ist ab sofort Schluss.

### «Plötzlich» neu interpretiert

Die offizielle Begründung dafür findet sich in einem Brief von Echo-Direktorin Chiara Gariazzo, welcher der *Weltwoche* vorliegt. Am 21. Dezember 2018 teilte sie den betroffenen Schweizer Hilfswerken «mit Bedauern» mit, Organisationen, die «ausserhalb der Union» angesiedelt seien, könnten nicht länger unterstützt werden. Der Grund liege in einer vertieften juristischen Analyse, welche die EU-Kommission angeordnet habe. Diese habe ergeben, dass die bisherige Rechtsbasis nicht genüge. Mit anderen Worten: Was jahrzehntelang gültig war, gilt nun auf einmal nicht mehr. Tatsächlich ist weder ein Gesetz noch eine Verordnung geändert worden, wie aus dem Brief von Gariazzo hervorgeht.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang, dass norwegische NGOs – im Gegensatz zu den schweizerischen – vom Kurswechsel der EU-Kommission nicht betroffen sind,

obwohl Norwegen ebenfalls kein Mitglied der Union ist. Brüssel begründet dies mit Norwegens Mitgliedschaft im Europäischen Wirtschaftsraum (EWR). Dies stützt die Vermutung, dass durchaus politische Motive hinter dem Streich-Entscheid der Kommission stehen könnten.

Hinweise darauf lassen sich auch aus einzelnen Aussagen von Schweizer Hilfswerkvertretern herausfiltern. Das erste Mal von einem möglichen Ende der Unterstützung Wind bekommen habe er bei einer Konferenz im November 2018, sagt Benedikt Truniger von der FSD. Verschiedene Mitarbeiter der EU-Hilfsagentur

hätten mehrfach betont, britische NGOs müssten trotz Brexit Partner von Echo bleiben. Das habe etwas verdächtig geklungen. Gemäss Truniger ist die Situation für die Echo-Verantwortlichen nach dem Ausschluss der Schweizer Hilfsorganisationen ebenfalls unbefriedigend. Nicht Echo, sondern die EU-Kommission sei dafür verantwortlich.

Ganz ähnlich klingt es bei World Vision Schweiz. Man habe immer gute Beziehungen zu Echo unterhalten, sagt Sprecher Alexander Koch, und im humanitären Bereich dieselben langfristigen Ziele verfolgt. «Wir waren drauf und dran, Gelder zu beantragen.» Dies sei aber aufgrund des «plötzlich» neu interpretierten und juristisch nicht geänderten Rahmens nicht mehr möglich. Die entsprechenden Regelungen würden neuerdings «sehr viel strenger ausgelegt», so Koch. Echo wäre ein «super Partner», wäre da nicht das überraschende Machtwort der juristischen Abteilung der EU-Kommission gefallen.

Ob sich der Entscheid mit einem institutionellen Rahmenabkommen rückgängig machen liesse, wisse er nicht, sagt Benedikt Truniger. Er gehe aber davon aus, dass die Fördergelder verhandelbar wären. Warum sie nicht von Anfang an in die bilateralen Verträge aufgenommen worden seien, verstehe er nicht.

### Und die Ostmilliarde?

Die *Weltwoche* interessierte natürlich auch, was der Bundesrat zum Rauswurf der Schweizer Hilfswerke aus dem Echo-Verbund sagt. Die Situation betreffe in erster Linie die beiden Vertragsparteien, spricht Echo und die jeweilige NGO, sagt Noémie Charton, Medienbeauftragte des Eidgenössischen Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA). Aus Sicht der offiziellen Schweiz ist womöglich noch nicht alles vorbei. Die Suche nach

«konstruktiven Lösungen» laufe, finde aber «prioritär» zwischen Echo und den betroffenen Schweizer Hilfswerken statt. Das EDA stehe diesbezüglich ebenfalls im Kontakt mit der EU.

Dabei könnte die Schweiz auf die Ostmilliarde verweisen und eine irreführende Aussage des ehemaligen Avenir-Suisse-Chefs



«Mit Bedauern»: De Gordejuela, Verboom, Gariazzo (v.l.).

Thomas Held korrigieren. Dieser hatte auf Radio SRF zum Streit um die EU-Hilfsmillionen süffisant bemerkt, die Schweiz zahle ja auch kaum an NGOs im EU-Raum. «Ich glaube nicht, dass das eine wahnsinnig grosse Zahl ist auf den ersten Blick», so Held.

Wir klären auf: Verschiedene NGOs mit Sitz in elf EU-Mitgliedstaaten sind in den vergangenen fünf Jahren allein vom EDA insgesamt mit durchschnittlich 18 Millionen Franken unterstützt worden, wie EDA-Sprecherin Charton auf Anfrage sagt. Im Vergleich zum Geld, das von der EU mit ihren 28 Mitgliedern an Schweizer NGOs fliesst, ist das nicht wenig. Was Held ebenfalls souverän ignoriert, sind die 1,3 Milliarden Franken der Schweizer Osthilfe. Ein grosser Teil dieser Riesensumme kommt nicht den Staaten, sondern ebenfalls europäischen NGOs zugute. ○

## Südafrika

**Für den gesunden Tierverstand**

Die Tierwelt auf der **MAKUTSI SAFARI FARM** betrachtet die Menschen als Ihresgleichen - ohne "gesunden Tierverstand" und mit der Sehnsucht nach einer Safarikur.

**Pauschalangebote ohne Flug**  
**1 Woche ab Fr. 1300**  
**2 Wochen ab Fr. 1985**



**MAKUTSI**  
SAFARI FARM

[www.makutsi.ch](http://www.makutsi.ch)

**041 250 35 02**  
[luzern@makutsi.ch](mailto:luzern@makutsi.ch)



Ein paar Schuhnummern grösser: SVP-Finanzminister Ueli Maurer.

## Maurers superbes Projekt

Das Finanzdepartement investiert 1,4 Milliarden Franken in Informatiksysteme. Hat es die Kosten diesmal besser im Griff als beim Projekt Insieme? Kritiker warnen vor einem neuerlichen Debakel. *Von Hubert Mooser*

Wenn sich Finanzminister Ueli Maurer (SVP) beim Budgetprozess verschätzt, ist das nicht weiter tragisch, weil das Resultat am Ende fast immer hocheufreulich ist – wie letzte Woche wieder einmal. Maurer präsentierte für das Rechnungsjahr 2018 einen Einnahmeüberschuss von knapp 3 Milliarden Franken, das sind 2,7 Milliarden Franken mehr als erwartet. Es ist jedoch eine ganz andere Geschichte, wenn sich seine Spezialisten bei IT-Grossbaustellen etwas verrechnen, denn das kann schnell teuer werden.

Das Problem stellt sich jetzt gerade wieder, weil Maurer mit Superb23 und Dazit zwei IT-Projekte für total fast 1,4 Milliarden Franken am Laufen hat. Und es gibt ein paar Leute in der Bundesverwaltung und im Parlament, die nach der Pleite des Informatikprojektes der Steuerverwaltung bereits das nächste IT-Debakel herannahen sehen. SVP-Nationalrat Pirmin Schwander, der die IT-Investitionen des Bundes seit Jahren besonders gut beobachtet, zeigt sich jedenfalls etwas besorgt: «Ich bin nicht sicher, ob das alles *verhebet*», warnt er. Der Schwyzer bemängelt das Fehlen einer übergeordneten, mit weitgehenden Kompetenzen ausgestatteten Stelle, die all diese Projekte koordiniert.

Bei Superb23 handelt es sich um das wohl ehrgeizigste IT-Projekt der Bundesverwal-

tung in den letzten Jahren. Es ist ein Programm zur Ablösung der gegenwärtig in der gesamten zivilen Bundesverwaltung eingesetzten SAP-Plattform. Über diese Plattform läuft ein grosser Teil der Bundesverwaltung: Finanzen, Personal, Logistik, Immobilien, Beschaffung sowie mehrere Geschäftsprozesse

**SVP-Nationalrat Schwander:**  
«Ich bin nicht sicher, ob das alles *verhebet*.»

von Bundesämtern. Nun muss das System abgelöst werden, weil der Lieferant die Plattform ab 2025 nicht mehr unterhält und nicht weiterentwickelt. Es geht also um die Digitalisierung der Bundesverwaltung, die von Maurers Bundesamt für Informatik und Telekommunikation aufgeleitet und betreut wird.

Bundesrat Maurer, der etwas von Finanzen, aber nichts von Informatik versteht, ist hier ganz besonders auf den Rat seiner Spezialisten angewiesen. «Ich habe gesagt, dass ich dieses Projekt erst unterschreibe, wenn man mir belegt, dass wir damit tausend Stellen einsparen können», gab er der IT-Branchenzeitung *Netzwoche* zu Protokoll. Aber als er Ende Januar im Bundesrat die dafür notwendigen 935 Millionen Franken be-

antragen wollte, hatte er diese Garantien noch nicht, und so trat die Mehrheit im Bundesrat laut der *Aargauer Zeitung* auf die Bremse.

Besonders die Differenz zu Maurers ersten Grobschätzungen im April 2018 – damals ging man von Kosten in Höhe von 635 Millionen Franken aus – hat den Bundesrat aufgeschreckt. Gegenüber der *Weltwoche* betont ein Finanzdepartementssprecher, es handle sich nicht um eine Kostenentwicklung, sondern um eine genauere werdende Schätzung der zu erwartenden Systemerneuerungs-Gesamtkosten. Man habe den Programmgegenstand gegenüber 2017 deutlich erweitert. In umfassenden Abklärungen mit allen Betroffenen in allen Departementen würden die Grundlagen erarbeitet.

**«Es fehlt ein Konzept»**

Pirmin Schwander ist alles andere als beruhigt. «Eigentlich ist man noch gar nicht so weit, dass man für Superb23 schon Kredite beantragen kann», kritisiert er. «Es fehlt ein Konzept, wie die einzelnen Prozesse gestaltet sein müssen – zum Beispiel, wie man das Thema Subventionen, das ja verschiedene Departemente betrifft, behandelt. Jemand muss sagen, wie der Prozess für die Zahlungen an Transportunternehmen oder zur Verbilligung von Krankenkassenprämien einheitlich abge-



bildet wird.» Und bevor das klar sei, dürfe kein Geld bewilligt werden.

Die Frage steht im Raum, ob das Umsetzungsprogramm für Superb23 tatsächlich so sorgfältig vorbereitet wird, wie es Maurer und seine IT-Leute darstellen. Und es stellt sich ohnehin die Frage, ob man den IT-Spezialisten des Bundes nach dem Debakel mit dem IT-Projekt Insieme der Steuerverwaltung noch trauen kann. Zur Erinnerung: Insieme hat die Eidgenossenschaft 120 Millionen Franken an Steuergeldern gekostet, der langjährige Chef der Steuerverwaltung, Urs Ursprung, musste abtreten, und der IT-Skandal beschäftigte auch parlamentarische Kommissionen wochenlang, bevor Maurers Vorgängerin, Eveline Widmer-Schlumpf (BDP), Insieme beerdigte.

Superb23 ist vom Investitionsvolumen her noch ein paar Schuhnummern grösser. Und nicht nur das: Parallel dazu hat Maurers Departement seit dem 1. Januar 2018 noch ein anderes IT-Grossprojekt in die Wege geleitet – das Programm Dazit der Zollverwaltung. Maurer kündigte das Projekt 2016 in einem Gespräch mit der *Weltwoche* an. «Damit können wir die Camions beim Zoll schneller abfertigen», sagte er. Der frühere Chef der Zollverwaltung, Rudolf Dietrich, traute sich dann aber nicht an das Grossprojekt. Erst seit Christian Bock den Chefessel in der Eidgenössischen Zollverwaltung (EZV) übernommen hat, geht es hier vorwärts.

### Erinnerungen an Schmid «FIS Heer»

Im Februar 2017 brachte Maurer sein Projekt einer Gesamttransformation der EZV hin zu modernen und effizienten Prozessen in den Bundesrat. Die Kosten wurden mit 393 Millionen Franken veranschlagt. Die Umsetzung startete Anfang 2018, und wie bei Superb23 wird auch hier mit Kosten- und Stelleneinsparungen argumentiert. Dazit soll die Regulierungskosten um 20 Prozent senken.

Keiner weiss es besser als Maurer, wie aus einem vielversprechenden IT-Projekt ein gigantischer Schlamassel wird. Als er Verteidigungsminister war, bereitete ihm das sogenannte FIS Heer Bauchschmerzen, ein Projekt, das er von seinem Vorgänger Samuel Schmid (SVP/BDP) übernommen hatte. Für 700 Millionen Franken hatte man ein Führungsinformationssystem beschafft – Lästermäuler sprechen von einem Computerspiel, um Krieg zu spielen.

Das FIS Heer bestand aus zahlreichen zu einem Netzwerk zusammengeführten Computern. Diese wurden in militärische Fahrzeuge eingebaut, die als mobile Arbeitsplätze sowie als Kommando-, Aufklärungs-, Sanitäts- und Verbindungsfahrzeuge dienten. Das Ding kam jedoch nie richtig zum Einsatz, verursachte dem Verteidigungsdepartement aber hohe Folgekosten, und am Ende mussten weit über 100 Millionen Franken abgeschrieben werden. Bei Superb23 wäre ein Absturz wohl noch etwas teurer. ○

## Sicherheit

# Verwaiste Kommandobrücke

Armeechef Philippe Rebord ist über die Neujahrstage ernstlich erkrankt und war für mehrere Wochen unsichtbar. Jetzt kämpft er sich zurück.

Die lange Flugreise an eine ferne, sonnige Feriendestination über die letzten Festtage wurde für ihn zum Horrortrip: Der 61-jährige Korpskommandant Philippe Rebord, seit zwei Jahren Chef der Schweizer Armee, erlitt eine tiefe Beinvenenthrombose. Eigentlich wäre die entsprechende Gefährdung für gesunde Flugreisende gering; Risikopatienten können sich aber ohne vorherige Einnahme entsprechender Tabletten einer erhöhten Gefährdung aussetzen. Fatalerweise wurde Rebords Gerinnsel, das im Extremfall zu einer Lungenembolie führt,



«Streng geheim»: Korpskommandant Rebord.

vorerst nicht als solches erkannt. Der Gesundheitszustand des höchsten Schweizer Offiziers verschlimmerte sich deshalb, so dass er sich nach dem Rücktransport einer mehrwöchigen medizinischen Behandlung unterziehen musste.

Dass der zumindest vorübergehend ernste Gesundheitszustand des Armeechefs nicht öffentlich kommuniziert wurde, sorgt teilweise für Kopfschütteln, stösst andererseits aber auch auf Verständnis. Einzelne Vorstandsmitglieder der Schweizerischen Offiziersgesellschaft (SOG), die sich aber nicht zitieren lassen möchten, finden es unverantwortlich, wenn der Oberbefehlshaber – nur im Wissen des innersten Zirkels – über viele Wochen nicht auf der Kommandobrücke steht. Andere wie-

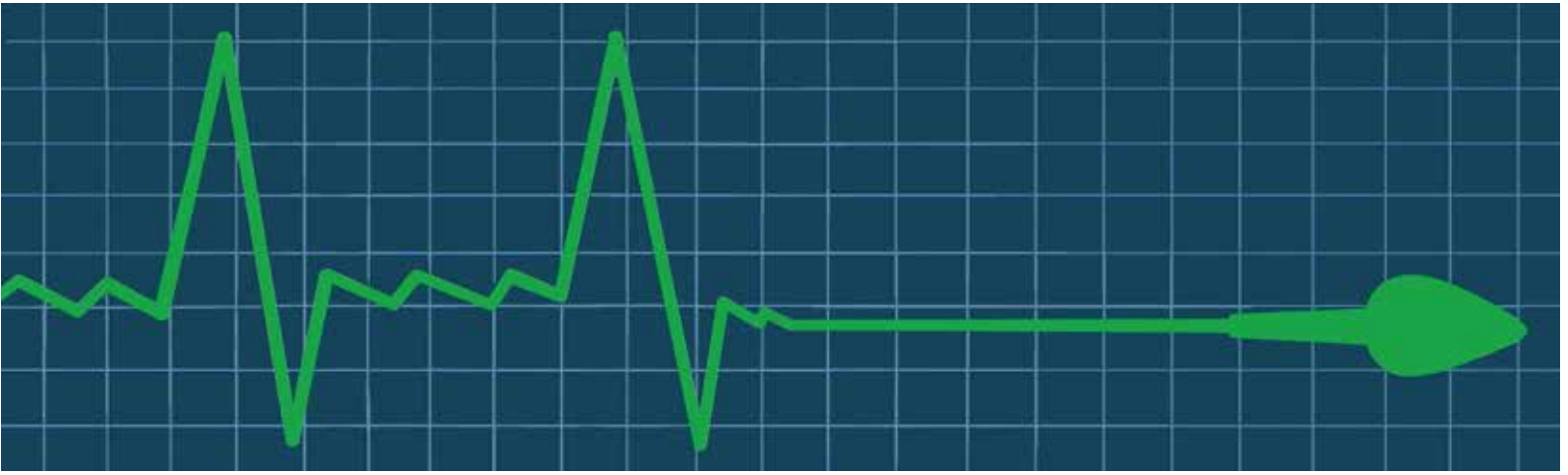
derum können ohne weiteres nachvollziehen, dass der Gesundheitszustand des Armeechefs als «streng geheim» klassifiziert wird. Schliesslich solle man potenzielle Feinde nicht auch noch einladen, das suboptimal verteidigte Land militärisch zu überfallen.

### Zum Glück keine Kriegsgefahr

Zum Glück ist die gegenwärtige Kriegsgefahr gering, und auch der Katastrophenfall muss in nächster Zeit kaum ausgerufen werden. Abgesehen natürlich von der Klimakatastrophe, doch dafür zeichnet Armeechef Rebord nicht auch noch verantwortlich. Seit den Bundesratsfeierlichkeiten vom 13. Dezember für die neue VBS-Chefin Viola Amherd (CVP) in der Briger Simplonhalle hat man ihn jedenfalls kaum mehr gesichtet. An «seiner» Tagung für höhere Stabsoffiziere, die etwa dreihundert Eingeladene besuchten, wurde informiert, Rebord sei wegen eines Todesfalls in der Familie unabkömmlich. Am Treffen der Begleitgruppe Weiterentwicklung der Armee (WEA) vom 14. Februar erschien ein gesundheitlich noch immer sichtlich angeschlagener Armeechef. Doch Armeesprecher Daniel Reist hält den Ball flach: «Der Chef ist wieder voll einsatzfähig.»

Als Rebord an der WEA-Sitzung seine Standardfolie auflegte, mit der er jeweils zur Einheit aufruft («Serrez les rangs!»), machte sich verärgertes Widerspruchs aus dem Teilnehmerkreis Luft: Je mehr man in der Armeeführung zum Reihenschliessen auffordere, desto mehr entstehe der Eindruck, es herrsche nichts als Streit und Zank. Auch vertrage sich der Ruf nach Einigkeit schlecht mit der scharfen Kritik, die er, Rebord, via *Sonntagsblick* an der Offiziersgesellschaft wegen deren ablehnender Stellungnahme zum neuen Waffenrecht geübt habe. Damit nehme er nämlich die Spaltung zwischen Armeeführung und Miliz in Kauf.

Der Armeechef verteidigte sich: Nicht von ihm stamme ursprünglich die Kritik an den Gegnern des neuen Waffengesetzes, sondern von seiner Chefin Viola Amherd. Die Vorlage betreffe die Leistungsfähigkeit der Armee nicht direkt und sei darum Sache der Politik. So genau hat es Rebord mit dem Primat der Politik nicht immer genommen: So begrüsst er den Abgang von SVP-Verteidigungsminister Parmelin in der *NZZ* mit rein parteipolitischer Begründung: «Ich glaube, dass die Diskussion über die Armee jetzt an Sachlichkeit gewinnen kann.» *Christoph Mörgeli*



Wie kam es dazu?

# Generation Schlaffi

Der westliche Mann wird immer femininer. Das zeigen auch medizinische Studien: Die Spermiedichte hat sich halbiert, die Hoden schrumpfen, die Nippel wachsen. Den Rest besorgt die MeToo-Bewegung. *Von Peter Keller*

Der Hoden schrumpft, das Sperma versiegt, vor allem bei Männern westlicher Gesellschaften. Zu diesem Ergebnis kommt der Forscher Hagai Levine, einst Chef-Epidemiologe bei den israelischen Streitkräften, dann Mediziner im Mount-Sinai-Institut in New York, heute lehrt er an der Hebrew University of Jerusalem. Nicht nur hat die Spermiedichte im Westen sowie in Indien und China in nur vierzig Jahren durchschnittlich um die Hälfte abgenommen, die Qualität des noch verbleibenden Spermias hat sich drastisch verschlechtert, die Männer werden insgesamt «weibischer». Was sind die Gründe hierfür, was hat #MeToo damit zu tun, und stirbt der mannhafte Mann aus?

Der nach langer Kontroverse zum Supreme-Court-Richter ernannte Brett Kavanaugh wedelte seinen Penis angeblich ins Gesicht diverser Frauen, zeitgleich kochten Berichte vom Sperma-armen Mann auf Twitter hoch. Das ist kein Zufall: Seit #MeToo ist auf allen Ebenen Penis-Panik ausgebrochen. Sprachbilder, die mit der Post-68er-Psychoanalyse längst ausgestorben schienen, werden wieder aus der Schublade hervorgekramt. Da ist von «Kastrationsangst» die Rede, von «phallischem Raub», selbst die «vagina dentata», die bezahnte oder anderweitig bewaffnete Vagina, geistert herum – der von Sigmund Freud so benannte Mythos, nach dem Frauen ihren Sexualpartner während des Geschlechtsaktes kastrieren oder ermorden könnten. Die Welt kann die neue alte Angst vor dem Verlust der Männlichkeit, die Entmachtung des Mannes (ob verdient oder nicht) auf allen nur möglichen gesellschaftlichen Ebenen gleich live, jeden Tag, auf Smartphones, in Newsfeeds mitverfolgen.

Von «Spermageddon» ist die Rede, von Massen-Entmännlichung. Erst jetzt findet die Ende 2017 erschienene Studie des Mediziners Levine richtig Beachtung, die sämtliche Ängste medizinisch belegt. Das in der Zeitschrift *Human Reproduction Update* (Oxford University Press) vorgelegte Paper von Hagai Levine und anderen Autoren sichtete über 7500 wissenschaftliche Artikel und Forschungsberichte. Die Wissenschaftler legten sich dann auf 185 Berichte fest, die die Spermiedichte von insgesamt 43 000 Nichtrauchern von 1973 bis 2011 untersucht hatten (davor seien die Messmethoden weniger verlässlich gewesen).

**Innere und äussere Anpassung an die Frau**  
 Resultat: Die allgemeine Spermiedichte ist um über 53 Prozent gesunken. Zunächst die ersichtlichen Gründe: der allgemeine Lebensstil meist westlicher Männer, Stress, schlechte Ernährung und Fettleibigkeit, zu langes Testikel-quetschendes Sitzen auf dem Bürostuhl oder im Autostau. Aber Levine befürchtet auch Gründe, die sich dem jetzigen Forschungsstand entziehen. Krankes Sperma, so Levine, bedeute à la longue kranke Männer und frühes Sterben.

Der Westen, der laut Levine das erheblichste Spermaproblem hat, hat das Thema lange verschlafen. Von der «Chute spectaculaire de la qualité du sperme» berichtete *Le Monde* eher nonchalant schon im Jahre 2012: Seit 1989 habe sich die Spermiedichte beim französischen Mann um 30 Prozent verringert, hiess es da. Im Gegenzug warnte in Indien im selben Jahr der Innenminister vor der Unfruchtbarkeit indischer Männer (Reduktion der Spermiedichte um 75 Prozent). Warum lösten die alarmierenden Befunde kaum Reaktionen aus? Nun, es

handle sich schlichtweg um Verdrängung, um ein grundsätzliches Nicht-wahrhaben-Wollen des Problems, sagt der Urologe und Stanford-Professor Michael Eisenberg; und er gibt den Ratschlag, wir sollten besser versuchen, herauszufinden, was den Rückgang der Spermien beim Mann verursache.

Östrogen, das weibliche Hormon, sagen Levine und andere Forscher, treibe die Entmännlichung voran, personifiziert im Soja essenden Hipsterbubi in engen Jeans mit Laktoseintoleranz. Bekanntermassen haben Sojaprodukte und laktosefreie Milch einen hohen Östrogenanteil, verdauungsfördernde probiotische Pastillen ebenso. Dazu komme Östrogen-Rückstände im Trinkwasser oder hormonähnliche Substanzen wie Herbizide: Ihre Verwendung an Schiffsbuggen führte in der Nordsee offenbar zu Geschlechtsumwandlungen von Fischen. Folge der Überdosis: Immer mehr Männer bekommen eine busenähnliche Brust, dickere Nippel, kleinere Penisse, leiden unter Erektionsstörungen und Unlust. Sie entwickeln nicht nur femininere Figuren, sondern zeigen auch weibliches Verhalten und Benehmen. Väter mit Babys in Umhängetüchern; Männer, die sich als Feministen verstehen; androgyne Augenbrauenzupfer. Sie alle karikieren die innere und äussere Angleichung des westlichen Mannes an die Frau.

Bei Freud war es noch der ödipale Vatermord: Der Sohn entledigt sich seines Erzeugers und Konkurrenten in einem brachialen Akt. Der feminisierte Ödipus von heute überlässt den Jobkonsequenterweise den Frauen beziehungsweise der #MeToo-Bewegung: Sie entsorgt den virilen, mächtigen Mann gleich reihenweise. Übrig bleibt die Generation Schlaffi. ○



# Enkeltrick der Juso

Elsi Müller, 86, ärgert sich. Ihr Verdacht: Die Jungsozialisten würden gezielt ältere Menschen täuschen, um sie zur Unterschrift für die 99-Prozent-Initiative zu verleiten.

Von Philipp Gut

Elsi Müller (Name geändert) ist aufgebracht. «So etwas macht man einfach nicht», sagt sie. Müller ist 86-jährig und wohnt in einem kleinen Einfamilienhaus in der Agglomeration von Luzern. «Es geht nicht, dass man ältere Menschen auf diese Weise missbraucht.» Ihr Ärger gilt den Jungsozialisten (Juso) unter Parteipräsidentin Tamara Funicello, die derzeit für ihre 99-Prozent-Initiative («Löhne entlasten, Kapital gerecht besteuern») weibel. Zum Jahresende erhielt Elsi Müller Post von Julia Baumgartner, Cellistin, Pianistin, Sängerin, Chorleiterin und Zentralsekretärin der Juso Schweiz. «Ich habe den Brief aufgemacht und gedacht: Was ist denn da los?»

Der Inhalt bestand aus zwei Seiten: aus einem Unterschriftenbogen für die Volksinitiative und einem Begleitschreiben von Baumgartner, datiert auf den 28. Dezember 2018 und mit der Absenderadresse Theaterstrasse 4, 3011 Bern, dem Sitz des Juso-Hauptquartiers. Schon der Titel habe sie stutzig gemacht, sagt Elsi Müller: «Ihre Unterschrift ist ungültig – bitte nochmals unterschreiben». Sie habe «innerhalb des letzten halben Jahres» die 99-Prozent-Initiative unterschrieben, heisst es in dem Brief. «Sei es, weil Sie von einer Aktivistin auf der Strasse angesprochen wurden oder weil Ihnen ein Freund die Postkarte in die Hand gedrückt hat: Mit Ihrer Unterschrift verlangen Sie, dass es eine Abstimmung darüber gibt, ob das reichste Prozent weiterhin privilegiert besteuert werden soll, oder ob nicht vielmehr die, die von ihrem Lohn abhängig sind und jeden Tag dafür arbeiten müssen, entlastet werden sollen.» Leider aber, so Julia Baumgartner weiter, sei «Ihre Unterschrift ungültig». Das Schreiben mündet in die Aufforderung, «Ihre Unterschrift» mit der beiliegenden Karte «nochmals» zuzusenden.

Der Haken an der Sache: Elsi Müller hat nach ihren Angaben die Juso-Initiative gar nie unterschrieben, weder gültig noch «ungültig», wie die Juso-Zentralsekretärin in ihrem Brief behauptet. Sie sei parteiunabhängig und habe nichts dagegen, dass die Jungsozialisten ihre Ideen verbreiteten, sagt Müller. «Aber nicht auf diese Art.» Das Anliegen hätte sie nie unterstützt: «Da müssten sie lange warten.»

## «So dumm bin ich nicht»

Die Unterstellung von Baumgartner, sie, Elsi Müller, habe entweder ihren Vor- und Nachnamen nicht richtig geschrieben oder ihr Geburtsdatum oder ihre Strasse «falsch ausgefüllt», weist die Rentnerin entschieden von

sich: «Wenn ich unterschrieben hätte, dann hätte ich schon richtig unterschrieben. So dumm bin ich auch nicht, auch wenn ich schon 86 bin.» Müller vermutet, es sei kein Zufall, dass die Juso ausgerechnet auf sie gekommen

## Die Unterstellung, sie habe etwas «falsch ausgefüllt», weist die Rentnerin entschieden von sich.

sind. Viele ältere Personen seien vielleicht etwas verwirrt und begännen an sich selbst zu zweifeln, wenn ihnen derart direkt geschrieben werde, sie hätten eine Unterschrift abgegeben, nur sei diese leider nicht gültig. Sie sei jedoch noch völlig klar im Kopf und immer schon «gwehrig» gewesen, spricht: eine, die sich schon zu helfen weiss.

Wenden die Jungsozialisten also eine Art propagandistischen Enkeltrick an, indem sie bewusst Senioren anschreiben und mit ihrer Suggestivprosa zu überrumpeln versuchen? Elsi Müller ist überzeugt davon, aber beweisen kann sie es natürlich nicht. Ein Indiz für ihren Verdacht könnte auch ihr Vorname sein, mutmasst sie. Wer heisse denn heutzutage noch «Elsi»? Würde sie selber Jagd auf Adressen von älteren Menschen machen, würde sie jedenfalls ihren Namen nicht weglassen.

Verdächtig scheinen der hellwachen Rentnerin noch weitere Aussagen in Baumgartners Brief. Als einer der Gründe, welche die Juso-Zentralsekretärin dafür angibt, dass die angeblich geleistete Unterschrift ungültig sei, wird wörtlich genannt: «Sie haben nicht unterschrieben.» Ja, was gelte denn jetzt? Wie könne man «nochmals unterschreiben», wenn man «nicht unterschrieben» habe? Müller wertet solche Widersprüche als zusätzlichen Hinweis darauf, dass etwas nicht stimmen könne. Den Juso sei offenbar jedes Mittel recht, um Verwirrung zu stiften und die Empfänger des Briefs zu einer Unterschrift zu überreden.

Die *Weltwoche* hat die Verantwortlichen mit dem von Elsi Müller erhobenen Vorwurf konfrontiert. Dem Initiativkomitee gehören neben Juso-Präsidentin Funicello und Zentralsekretärin Baumgartner so prominente Linke wie SP-Präsident Christian Levrat oder die Nationalräte Mattea Meyer, Sibel Arslan, Margret Kiener Nellen und Cédric Wermuth an. Die *Weltwoche* sei «wohl einfach falsch informiert» worden, meldete Funicello kurz vor Redaktionsschluss. «Wir haben rund hundert Leute angeschrieben, die bei uns auf der Strasse oder über Wecollect unterschrieben hatten, aber bei denen irgendwie das Geburtsdatum fehlte oder die Unterschrift», so Funicello. Elsi Müller weist diese Darstellung in ihrem Fall entschieden zurück. ○



«Bitte nochmals unterschreiben»: Juso-Präsidentin Funicello (r.) in Bern.

# Als wär's ein Stück Rind

Der israelisch-französische Agronom Didier Toubia produziert Fleisch, ohne Tiere zu schlachten. Die Kuh wird durch Inkubatoren ersetzt, in denen Zellen zum Steak zusammenwachsen. Toubia glaubt an ein Milliardengeschäft. *Von Pierre Heumann*

Didier Toubia bastelt an der Zukunft der Ernährung. Sagt er und gibt sich nicht unbescheiden: Sein Start-up sei führend auf der Suche nach neuen Wegen, um der Menschheit den Hunger zu stillen, so der gebürtige Franzose. Er ist Mitgründer und CEO von Aleph Farms, einem israelischen Start-up, das in ein paar Jahren Steaks aus Zellkulturen auf den Markt bringen will.

Fleisch aus der Retorte ist auch für andere Forscher eine Herausforderung, nicht nur in Israel, sondern auch in den USA, in den Niederlanden und in Japan. Die meisten, sagt Toubia, würden sich darauf beschränken, mit Zellen Frikadellen oder Würste zu produzieren. Das sei zwar anspruchsvoll – «aber um wie viel schwieriger ist es, im Labor ein ganzes Steak herzustellen?», meint Toubia.

Die *Weltwoche* gehört zu den ersten Medien, die einen Prototyp des schlachtfreien Steaks testen durften. Die Szenerie für die Degustation des «revolutionären Produkts» besteht aus einem Tisch, einer Flasche Wein, zwei Gläsern, Messer und Gabel sowie zwei weissen Tellern. Am Herd steht Chefkoch Amir Ilan, der bei der Suche nach dem zellkultivierten Fleisch eng mit Toubia zusammenarbeitet und dafür Gewähr bieten soll, dass dieses wie Fleisch schmeckt. Ilan würzt das Minutensteak, bringt es zum Brutzeln, und schon verbreitet sich ein angenehm milder Geruch. Der Prototyp lässt sich auf dem Teller wie traditionelles Fleisch schneiden und mundet im Gaumen wie ein klassisches Steak. Einerseits. Andererseits ist das Stück flach, höchstens zehn Zentimeter lang und wiegt lediglich an die fünfzig Gramm. «Wir arbeiten daran, die Technik zu verbessern», sagt Toubia.

## Wie soll man es nennen?

Zudem ist das Steak mit fünfzig Dollar noch sehr teuer. Der Preis sei in diesem Entwicklungsstadium allerdings nicht übertrieben, meint Toubia: Der erste Burger, der vor sechs Jahren im Labor hergestellt worden war, kostete mehr als 300 000 Dollar. Im nächsten Jahr soll er bereits für zehn Dollar erhältlich sein, und bis 2025 werde er nicht teurer sein als die «normalen» Burger auf dem Markt. «In vier Jahren wird man unsere Steaks in den handelsüblichen Ausmassen und zu konkurrenzfähigen Preisen in Restaurants bestellen können», sagt der Aleph-Farms-Chef. Etwas später wolle er Supermärkte beliefern. Denn seine Firma habe eine Technologie entwickelt, die für die Herstellung eines Steaks aus Zellkulturen «ei-



*Die Zeit drängt:* Unternehmer Toubia präsentiert sein Fleisch aus der Retorte.

nen wahren Durchbruch und einen grossen Sprung nach vorne» darstelle.

Toubia besteht darauf, dass er keinen Fleischersatz herstelle, sondern richtiges Fleisch: «Wir verändern lediglich den Prozess, wie es produziert wird.» Sein Produkt sei nicht nur natürlicher als viele vegetarische Alternativen, sondern werde auch viel effizienter hergestellt.

Die Zeit drängt. Derzeit versuchen weltweit rund zwei Dutzend Firmen, Fleisch im Labor herzustellen, schätzt der amerikanische Journalist Paul Shapiro, der im vergangenen Jahr mit seinem Buch über «Sauberes Fleisch» einen Bestseller gelandet hat. «Sauberes» Fleisch ist längst nicht mehr eine Nische für Ökologie-Freaks. Für Steaks aus dem Labor interessieren sich auch Produzenten von traditionellem Fleisch. So ist Deutschlands grösster Geflügelkonzern, Wiesenhof, eine Partnerschaft mit dem israelischen Start-up Supermeat eingegangen. US-Branchenriesen wie Cargill, PHW-Gruppe und Bell Food haben ebenfalls in Start-ups investiert, die auf der Suche nach Fleisch aus dem Labor sind. Der grösste Fleischproduzent in den USA, Tyson Foods, hat sich gleich bei mehreren solchen Firmen engagiert, um auf den Schlachthof verzichten zu können.

Nach einem Stall suchen wir bei Aleph Farms vergeblich. «Unsere Kühe sind unsere Inkubatoren», sagt Toubia, «die das Innere der Kuh si-

mulieren, in dem die Zellen wachsen.» Um die komplexe Form, das Aussehen, die Textur und den Geschmack eines Steaks nachzubilden, werden einer Kuh vier verschiedene Zellarten entnommen: Stützzellen, die die Gewebestatik stärken, Fettzellen als Geschmacksträger, Muskelzellen, die für die richtige Fleischtextur sorgen, sowie Blutzellen für die Farbe. Die Zelltypen werden anschliessend kombiniert und genährt, damit sie zu einer komplexen Matrix heranwachsen, aus der das Muskelgewebe nachgebildet wird. Bis das Steak auf dem Teller landet, vergehen drei bis vier Wochen.

Sein Projekt sieht Toubia auch als wichtigen Beitrag für eine bessere Welt. Zellfleisch belaste die Umwelt deutlich weniger als Fleisch aus der Massentierhaltung. Fleisch aus dem Labor reduziere die ökologische Belastung, weil es weniger Land und Wasser beanspruche. Das sei umso wichtiger, als der Fleischkonsum bis in drei Jahrzehnten laut einer Studie der UN-Organisation für Ernährung und Landwirtschaft (FAO) um siebzig Prozent wachsen könnte.

Neue Studien halten dem aber entgegen, dass die Reduktion des Energieverbrauchs nicht erwiesen sei. «Letztlich ist der Produktionsprozess entscheidend», räumt Toubia ein. Sein Start-up entwickle deshalb sechs verschiedene Produktionsprozesse und prüfe sie auf deren Energieeffizienz. Er hoffe, dass er



am Ende der Testreihen eine im Vergleich zu konventionell hergestelltem Rindfleisch bessere Bilanz nachweisen könne. Zudem erfordere der Prozess derzeit keine Genmanipulation von Zellen.

Der 45-jährige Toubia, der in Dijon Agrarwissenschaften studiert und sich später an der israelischen Business School Kellogg-Recanati einen MBA geholt hat, trauert der traditionellen Viehzucht auch aus emotionalen Gründen nach. Früher hätten die Bauern eine Beziehung zu den Tieren gehabt. In der Massentierhaltung würden diese aber ausschliesslich als Proteinlieferanten betrachtet.

Noch hat sich kein einheitlicher Begriff für das Produkt eingebürgert, an dem Toubia mit seinem Team forscht. In den USA spricht man von «clean meat» oder von «cell-based meat», in Frankreich von «viande de culture». Toubia favorisiert den Begriff «Steak aus Zellkulturen».

### Bereits in anderen Bereichen erfolgreich

In der Start-up-Nation Israel, so Toubia, profitiere er davon, dass die Zellforschung und -biologie bereits über eine Tradition verfüge und, anders als in vielen Ländern des Westens, nicht abgelehnt werde. Zudem finanziert die staatliche Innovationsbehörde einen Teil des Budgets. Der Start-up Aleph Farms gehört Strauss, einem der grossen Nahrungsmittel- und Getränkekonzerne in Israel.

Toubia verspricht mit seinem Start-up, das derzeit dreizehn Mitarbeiter beschäftigt, allerhand, und man könnte geneigt sein, ihn als Schwärmer zu belächeln. Aber mit dem Verkauf von zwei selbstgegründeten Unternehmen hat er bewiesen, dass er sein Handwerk versteht. 2010 ging er mit Ice Cure Medical an die Tel Aviver Börse. Die Firma hat ein Verfahren zur Entfernung gutartiger Tumoren in der Brust entwickelt. Zwei Monate nach der Zulassung durch die amerikanische Gesundheitsbehörde FDA hatte die Firma einen Marktwert von 10,5 Millionen Dollar. 2016 erfolgte mit NLT Spine Toubias nächster Gang an den Markt. Die Firma, die Implantate zur Stabilisierung der Wirbelsäure entwickelt hat, wurde von der kalifornischen Käuferin Sea Spine mit rund fünfzig Millionen Dollar bewertet.

Dieses Mal beabsichtige er aber nicht, sein Unternehmen zu verkaufen. «Wir wollen eine weltweit führende Lebensmittelfirma werden, die mehrere Milliarden Dollar umsetzt», meint Toubia. Derzeit bemühe er sich in Kontakt mit den relevanten Behörden der USA und der EU, um entsprechende Bewilligungen. Kontakt hat er auch mit religiösen Autoritäten, mit Imamen und Rabbinern. Sie sollen seine Steaks als «halal» respektive als «koscher» anerkennen. Auf besonders grosse Probleme stosse er dabei vor allem in Indien: «Dort müssen wir beweisen, dass die Kuh bei der Zellentnahme nicht verletzt wird.» ○

## Familie

# Unnötiges Revival

## Eine Nationalratskommission will die Doppelnamen wiedereinführen und den Frauen den Entscheid zwischen Tradition und Emanzipation ersparen. Warum? Von Katharina Fontana

Das Recht des Familiennamens war eine der letzten Männerbastionen. Lange Zeit war es selbstverständlich, dass der Mann der Frau bei der Heirat seinen Namen gab und dass später auch die Kinder hiessen wie der Vater. Es brauchte mehrere politische Anläufe, um das gesetzliche Vorrecht der Männer zu beseitigen. Seit 2013 nun sind Mann und Frau einander vollständig gleichgestellt. Beide können ihren angestammten Namen behalten; einigen muss sich das Brautpaar, welcher davon der Familienname für die künftigen gemeinsamen Kinder wird. Heiratswillige, die ihre Liebesbande stärker ausdrücken wollen, dürfen auch einen der beiden Ledignamen als Familiennamen wählen; dieser gilt dann ebenfalls für den Nachwuchs. Zudem kann jeder, der dies möchte, einen sogenannten Allianznamen mit Bindestrich führen, wie es etwa Bundesrätin Karin Keller-Sutter tut. Streng genommen ist der Allianzname kein amtlicher Name; er darf aber im Alltag verwendet und im Pass eingetragen werden. Seit 2013 nicht mehr möglich ist dagegen, einen Doppelnamen ohne Bindestrich zu wählen. Dank des Doppelnamens konnten Ehefrauen früher ihren eigenen Namen behalten, indem sie diesen vor jenen des Angetrauten stellten; die Kinder hiessen wie der Mann. Die wohl bekannteste Doppelnamenträgerin ist die frühere SP-Nationalrätin Susanne Leutenegger Oberholzer.

### Rein weibliche Angelegenheit

Mit Gleichberechtigung, das erkennt man unschwer, hatte diese Doppelnamenregelung nicht viel zu tun. Und doch könnte sie nun ein Revival erleben. Die nationalrätliche Rechtskommission hat vor wenigen Tagen einen Vorstoss des Aargauer SVP-Nationalrats Luzi Stamm, der diese Variante wiedereinführen will, mit deutlichem Mehr angenommen. Viele Brautpaare seien enttäuscht, dass der Doppelname nicht mehr zur Verfügung stehe, so der Initiant. Auch habe das geänderte Gesetz den angestrebten Zweck nicht erreicht, da auch heute noch der überwiegende Teil der Ehefrauen den Namen des Mannes annehme.

Tatsächlich ist frappierend, wie wenig die Schweizerinnen an ihrem Familiennamen hängen: Laut den Statistikzahlen ist es nur rund ein Viertel, der ihm treu bleibt, während

es bei den Bräutigamen 96 Prozent sind. Der Namenswechsel bei der Heirat ist also immer noch eine rein weibliche Angelegenheit, die Männer scheint das Ganze nichts anzugehen: Ein Meier bleibt ein Meier von der Wiege bis zur Bahre, eine Müller bleibt wahrscheinlich keine Müller.

Doch ist das ein Grund, um das Gesetz zu ändern? Nein, in keiner Weise, und das aus zwei Gründen. Erstens sollte man das Problem nicht überschätzen. Nach Erfahrung von Roland Peterhans, Teamleiter des Stadtzürcher Zivilstandsamts, wird der Wunsch nach einem Doppelnamen zwar hin und wieder geäussert, aber nicht häufig. Und wenn, dann weise man

das heiratswillige Paar darauf hin, dass für den Alltag der Allianzname zur Verfügung stehe und es seine Verbundenheit auf diese Weise ausdrücken könne. Dass sich ein Paar wegen der Wahl des Familiennamens in die Haare gerate, erlebe er kaum, erzählt Peterhans. Man merke, dass dieser Bereich nach wie vor patriarchalisch geprägt sei, vor allem wenn es um den Namen der Kinder gehe. Selbst in Fällen, wo die Eltern nicht miteinander verheiratet seien, sei es für Väter regelmässig eine Selbstverständlichkeit, dass das gemeinsame Kind so heisse wie sie selber.

Zweitens wäre die Wiedereinführung des Doppelnamens ein Armutszeugnis für die Gleichberechtigung. Heute müssen Frau und Mann auf Augenhöhe klären, welchen Namen sie nach der Heirat führen wollen. Die grosse Mehrheit der Bräute scheint sich hier bereitwillig der Tradition zu fügen und keine Probleme zu bekunden, von Müller zu Meier zu wechseln. Anstrengend kann es dagegen sein für eine Frau, die gerne ihren Namen behalten möchte, deren Liebster davon aber nichts wissen will – weil er etwa fürchtet, bei Eltern oder Kollegen als Weichling dazustehen. Steht der Doppelname zur Verfügung, bietet man diesen Frauen einen bequemen Ausweg aus diesem Dilemma an: Sie können sich nach aussen ein bisschen emanzipiert geben und müssen sich zu Hause gegenüber dem Schatz nicht durchsetzen. Eine solche Sonderregelung für Frauen, die sich zwischen Tradition und Emanzipation nicht entscheiden können, braucht es nicht. Gleiche Rechte haben nun einmal ihren Preis.



Auf Augenhöhe.



«Neue Ertragsquellen»: OECD-Treffen im Château de la Muette in Paris.

## Steuervögte auf dem Schloss

Die OECD ist williger Handlanger der Hochsteuerstaaten im Kampf gegen Konkurrenz. Jetzt holt sie – nach dem automatischen Informationsaustausch – zum nächsten Schlag aus. Im Visier sind Gewinne aus Internetgeschäften sowie von Firmen in exportstarken Ländern wie der Schweiz. *Von Florian Schwab*

Von Mittwoch bis Freitag letzter Woche lud die Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (OECD) Parlamentarier aus ihren Mitgliedstaaten zum Klassentreffen nach Paris. Im schmucken Château de la Muette, durch dessen Park schon Louis XVI und Marie Antoinette flanierten – heute Hauptsitz der OECD –, präsentierte Steuerchef Pascal Saint-Amans stolz seine neue Grossinitiative: die Besteuerung der digitalen Wirtschaft.

In der Versammlung war die Schweiz durch ihre beiden parlamentarischen Beobachter Elisabeth Schneider-Schneiter (CVP) und Roland Rino Büchel (SVP) vertreten. Er habe sich auf eine eher ereignislose Tagung eingestellt, sagt Büchel. «Bis dahin war ich davon ausgegangen, dass die OECD hauptsächlich über

die Besteuerung von Internetgiganten wie Apple und Facebook nachdenkt.» Doch die Ausführungen des Spitzenbeamten Saint-Amans beunruhigten Büchel dann doch: «Es wurde deutlich, dass die besprochenen Vorschläge

---

«Wir müssen dringend Allianzen schliessen mit anderen mittelgrossen Ländern.»

---

nicht auf globale Internet-Geschäftsmodelle beschränkt sind.» Als dann auch noch eine französische Parlamentsabgeordnete aus dem Lager von Präsident Macron, die offizielle Regierungsposition wiedergebend, sagte, es gehe darum, «neue Ertragsquellen zu erschliessen», war Büchel alarmiert: «Ich befürchte, dass die

OECD die Schweizer Wirtschaft erneut ins Räderwerk der Hochsteuerstaaten treibt.»

«Gefährlicher, als man denkt»

Bislang haben in der Schweizer Unternehmenswelt die wenigsten Notiz genommen von den Neuigkeiten aus Paris. Das Konsultationspapier zum Thema, das die Organisation letzten Donnerstag veröffentlichte, hat jetzt aber für Aufruhr gesorgt. Genau fünfzehn Tage gibt die OECD interessierten Kreisen Zeit, Stellung zu beziehen zu dem Grossumbau der Unternehmensbesteuerung, den der Bericht skizziert. In hoher Kadenz geht es dann weiter: Ende Mai soll der definitive Arbeitsplan festgelegt werden, und bereits im nächsten Jahr will die OECD der G-20 einen Vorschlag zur Umsetzung unterbreiten.



Die Schweizer Wirtschaft, das zeigen Nachforschungen bei wichtigen Unternehmen und Wirtschaftsverbänden, hat sich bereits in Kampfmontur geworfen. Laut Christian Frey, Projektleiter Finanzen und Steuern beim Wirtschaftsdachverband Economiesuisse, ist die Bedeutung der neuen Steuerinitiative für die Schweiz «potenziell sehr gross».

Sämtliche exportierenden Sektoren könnten von den neuen internationalen Regeln bei der Unternehmensbesteuerung betroffen sein. Economiesuisse habe im letzten Jahr extra eine Arbeitsgruppe einberufen, um in Abstimmung mit dem Staatssekretariat für internationale Finanzfragen (SIF) das Schlimmste abzuwenden. Für Henrike Schneider, Chefökonom des Schweizerischen Gewerbeverbands, sind die Pläne «gefährlicher, als man denkt», denn es gehe darum, den internationalen Steuerwettbewerb auszuschalten.

Der OECD-Vorschlag besteht aus zwei Massnahmen. Die erste Stossrichtung verlangt die internationale Festlegung von minimalen Steuersätzen für die Besteuerung von Unternehmensgewinnen. Damit straft die Organisation ihre eigenen Beteuerungen Lügen. Bisher betonte sie stets, dass die internationale Harmonisierung nur missbräuchliche Gestaltungsmöglichkeiten beseitigen wolle, aber einen Steuerwettbewerb bei der Höhe der Steuersätze weiterhin zulassen werde.

### Neuartiger Zugriffspunkt

Mit der zweiten Massnahme soll ein neuartiger Zugriffspunkt für die Besteuerung von Unternehmensgewinnen erschaffen werden: Diese sollen also nicht mehr ausschliesslich dort besteuert werden, wo die Wertschöpfung stattfindet – in der Regel am Firmensitz. Sämtliche von der *Weltwoche* befragten Experten sehen darin einen radikalen Paradigmenwechsel im internationalen Steuerrecht.

Nachdem sich die OECD in ihrem 2017 abgeschlossenen Programm zu Base Erosion and Profit Shifting (Beps) noch zur Besteuerung am Ort der Wertschöpfung bekannt hat, wird dieser Grundsatz jetzt unter dem Vorwand der stärkeren Besteuerung von Internetgiganten wieder in Frage gestellt. Peter Uebelhart, Leiter Steuerberatung bei KPMG Schweiz, sieht in dem Bericht «die klare Zielsetzung, bisherige Möglichkeiten zur internationalen Steuergestaltung zu unterbinden». In letzter Konsequenz würde dies dazu führen, «dass ein international tätiges Unternehmen seinen Gewinn proportional zum Umsatz in den einzelnen Ländern versteuert».

In der Betriebswirtschaft kennzeichnet der Begriff «Wertschöpfung» den Unterschied zwischen Erträgen und Kosten eines Unternehmens. Jetzt soll die Definition geändert werden, um einen neuen Angriffspunkt für die Besteuerung zu schaffen. Am Anfang der

## Finanzen

# «Bezahlen für den Marktzugang»

Der Ökonom Dieter Pfaff zu den Spannungen zwischen Firmen und Steuerbehörden und den neuen Spielregeln für die Digitalwirtschaft. *Von Beat Gygi*



«Paradigmenwechsel»: Ökonom Pfaff.

Der Steuerwettbewerb zwischen Staaten ermöglicht international tätigen Unternehmen die Wahl günstiger Steuerstandorte. Regierungen von Hochsteuerländern wollen diese Wahlmöglichkeiten möglichst einschränken, auch mit Hilfe der OECD. Dieter Pfaff, Professor für Rechnungslegung an der Universität Zürich, befasst sich seit langem mit dem Seilziehen zwischen Behörden und internationalen Konzernen in der Frage, in welchem Land wie viel Gewinn ausgewiesen und versteuert wird. Die neusten Entwicklungen erstaunen selbst einen Routinier wie ihn.

**Herr Pfaff, ist die neueste Initiative der OECD zur Besteuerung von Digitalleistungen und Vermarktungserfolgen ein weiteres Geplänkel im Kräftemessen zwischen internationalen Firmen und Steuerbehörden?**

Die OECD-Vorschläge betreffen dieses Spannungsfeld, gehen aber weit über die bisherigen Ansätze hinaus. Im Vergleich mit diesem Paradigmenwechsel waren die vorherigen Streitereien Peanuts.

**Aber gestritten wird doch weiterhin um die Gewinnverteilung in internationalen Konzernen, also um die Frage, wie viel Gewinn eine Konzerntochter in einem bestimmten Land bei sich verbuchen kann und wie viel der Hauptsitz. Ist das nicht der alte Streit über die richtigen Verrechnungspreise für konzerninterne Lieferungen?**

Im Prinzip schon, aber nun geht es um neue Formen. Bisher lautete die Frage: Wenn ein Konzern seine Produkte aus der Fabrik im Land A an den Vertrieb im Land B liefert, welches ist dann der richtige interne Verrechnungspreis? Das wird mit den Steuerbehörden auf der Basis von Richtlinien und aufwendigen Dokumentationen ausgehandelt. Kommt beispielsweise die Vertriebsgesellschaft im steuergünstigen Land B auf eine zu hohe Marge, ruft die Steuerbehörde im Land A sofort, das sei eine unzulässige Gewinnverschiebung von A nach B, um Steuern zu sparen.

**Was ist am OECD-Vorstoss nun anders?**

Die Geschäftsmodelle vieler Firmen verändern sich grundlegend, und das hat gewaltige Folgen für die Besteuerung. Wenn Internetfirmen und Plattformbetreiber ihre Niederlassungen in Ländern mit sehr niedrigen Steuern ansiedeln und von da aus Märkte in aller Welt bedienen, ist das den Regierungen von Hochsteuerländern ein Dorn im Auge.

**«Die Geschäftsmodelle vieler Firmen verändern sich grundlegend.»**

**Können die Hochsteuerländer denn nicht wie bisher entsprechend hohe Verrechnungspreise fordern und so Steuersubstrat zu sich ziehen?**

Oft haben Internetfirmen oder Onlineversandhändler gar keine Niederlassungen in den Märkten, die sie bedienen. Sie sind also physisch nicht präsent, so dass die Steuerbehörde nicht auf sie zugreifen kann.

**Die Steuerbehörde greift also quasi ins Leere, weil keine juristische Person im Land ist?**

Ja, und etwas Ähnliches gilt für die Bemessungsgrundlage. Viele Leistungen sind heute für die Konsumenten gratis oder vermeintlich gratis, denn Kunden von Facebook, Google, Amazon und anderen Plattformen bezahlen ja mit persönlichen Daten. Misst man nun die Wertschöpfung in einem Land herkömmlich anhand von Erträgen und Aufwendungen, kommt man praktisch

auf ein Nullergebnis. Und die Wertschöpfung ist die typische Bemessungsgrundlage für eine Besteuerung, also greift der Fiskus auch da ins Leere.

**Deshalb soll nun bei der Bemessung auch das Nichtmonetäre, quasi das Unsichtbare zählen?**

Ja, mit dem Argument, dass im Grunde eine Wertschöpfung stattfindet und diese zu besteuern sei. Die Kundenkontakte und Kundendaten fallen für die Internetfirmen in den jeweiligen Nutzermärkten an, deshalb macht die OECD geltend, die Bemessungsgrundlage entstehe in den Zielmärkten.

**Die Besteuerung soll also aufgrund einer kalkulierten oder fiktiven Wertschöpfung erfolgen?**

Mit der Bewertung von immateriellen Posten wie Patenten, Beratungs- oder Marketingleistungen hat man sich bisher schon schwergetan. Die Digitalisierung verschärft nun das Ganze, weil viele Leistungen keinen Preis haben. Jetzt sucht man hektisch neue Ansätze, um eine Aushöhlung der Steuerbasis zu verhindern.

**Die Steuern treffen also eher den Konsum im Absatzmarkt als die Unternehmensgewinne?**

Zu einem guten Teil, ja. Aber in der Digitalisierung greift eine Konsumsteuer eben oft auch zu kurz. Wie misst man den Konsum, wenn die Leistungen gratis sind?

**Also knüpft man Steuern einfach an die Marktpräsenz?**

Es geht in diese Richtung. So hat etwa ein Autokonzern mit den chinesischen Behörden Modelle zur Ermittlung der Verrechnungspreise diskutiert und den Bescheid erhalten, der chinesische Automarkt sei so riesig, dass für dessen Nutzung ein angemessener Teil der Konzernsteuern China zukommen müsse. Da geht es nicht mehr nur um Verrechnungspreise, sondern auch um das Bezahlen für den Marktzugang.

**Dann werden aufstrebende Länder mit wachsenden Märkten dank den OECD-Ideen an Steuermacht gewinnen – warum sind denn Deutsche und Franzosen auch dafür?**

Auf den ersten Blick werden die hochentwickelten Industrieländer wohl Anteile am Steuerkuchen verlieren. Aber sie treiben die OECD-Initiative dennoch voran, weil sie Angst haben vor einer allgemeinen massiven und schnellen Erosion des Steuersubstrats durch die Digitalisierung, bei der sie noch mehr verlieren könnten.

OECD-Überlegungen standen die Pläne der Europäischen Union für eine Digitalsteuer. Diese sollte vor allem dort greifen, wo der Kunde nicht mit Geld, sondern mit seinen Daten für Dienstleistungen bezahlt. Dadurch werde er, so die Argumentation, an der Wertschöpfung von Firmen wie Google und Facebook mitwirken.

Die USA wehren sich gegen eine solche Besteuerung, die vor allem das Silicon Valley im Visier hat. Wenn schon, dann müssten Techniken entwickelt werden, die nicht zwischen einzelnen Wirtschaftssektoren unterscheiden und damit verzerrend auf die Struktur der Wirtschaft wirken. So entstand bei der OECD die Idee, nicht nur den Datenreichtum zu besteuern, der in der Digitalwirtschaft aufgrund der Mitwirkung der Kunden entsteht, sondern allgemein die Werte, die durch die Interaktion des Unternehmens mit seinen Kunden, genannt Marketing, entstehen. Als Beispiele für solche nicht mit der Hand zu greifenden Ver-

---

## Die Spur der Verwüstung ist auf dem Bankenplatz mit Händen zu greifen.

---

mögenswerte führt die OECD «Marken, Handelsnamen, Kundenlisten, Kundenbeziehungen sowie eigene Markt- und Konsumentendaten» auf. Der OECD-Bericht hält unmissverständlich die Absicht fest, diesen Ansatz «nicht nur bei hochgradig digitalisierten Geschäftsmodellen» zu verfolgen, sondern möglichst umfassend. Ein hoher Schweizer Diplomat spottet hinter vorgehaltener Hand: «Wenn ich in Bern ein Glas Mineralwasser trinke, dann soll der Gewinn von Nestlé auch in Bern versteuert werden.»

Laut Economiesuisse-Mann Christian Frey birgt diese Stossrichtung Gefahren für fast alle Firmen, die erfolgreich exportieren.

### Drohende Bestrafungsaktionen

Nicht nur digitale Dienstleistungen stünden im Fokus gewisser OECD-Mitglieder. «Einige Vorstellungen gehen in die Richtung, die Gewinnsteuer von Firmen in Zukunft generell gemäss dem Konsum ihrer Güter auf die Länder zu verteilen.» Zu der sowieso schon am Ort des Verkaufs bezahlten Steuer auf den Umsatz, also zur Mehrwertsteuer, käme noch eine neue Gewinnbesteuerung für den Schweizer Hersteller dazu. Das könne durchaus Branchen wie die Uhren-, die Luxusgüter- oder die Pharmaindustrie oder die Maschinenindustrie betreffen – allesamt äusserst wichtig für den Schweizer Export. Die Folge wäre eine massive Schwächung des Schweizer Wirtschaftsstandorts. Andere Quellen befürchten, dass Banken in Zukunft Gewinne aus ihren Offshore-Kundenbeziehungen am Wohnort des Kunden versteuern müssen.

Auch in Kreisen der Berner Finanzdiplomatie ist man überzeugt, dass die Lage ernst ist. Sollten sich die radikaleren Vorstellungen bei der OECD durchsetzen, dann würde in Zukunft ein Grossteil von Schweizer Unternehmensgewinnen bereits im Ausland weggesteuert. Im Extremfall bleibt dann so gut wie nichts mehr übrig.

Nicht nur Vertreter der Finanzwirtschaft befürchten, dass sich die Geschichte des Bankkundengeheimnisses wiederholen könnte. Dieses wurde gebodigt durch den von der OECD vorangetriebenen automatisierten Informationsaustausch (AIA). Die Spur der Verwüstung ist auf dem Bankenplatz mit Händen zu greifen: Wie Statistiken der Schweizerischen Nationalbank zeigen, sanken die Kundenguthaben im grenzüberschreitenden Privatkundengeschäft zwischen 2008 und heute von 1200 Milliarden auf nur noch etwas über 700 Milliarden Franken.

Gelang es der Schweiz noch, bei Beps im Verbund mit gleichgesinnten Ländern, die schlimmsten Elemente zu verhindern, sieht die Ausgangslage diesmal weniger günstig aus. Laut mit den Verhandlungen vertrauten Personen haben die USA unter Donald Trump ihren vorherigen Widerstand aufgegeben. Im Gegenteil, nachdem ursprünglich die EU die amerikanischen Internetkonzerne hat in die Mangel nehmen wollen, treiben jetzt bevölkerungsreiche Länder wie die USA, Brasilien, China und Indien die Bemühungen engagiert voran.

Was kann die Schweiz tun, um das Schlimmste abzuwenden? Für OECD-Beobachter Roland Rino Büchel gibt es nur eines: «Wir müssen dringend Allianzen schliessen mit anderen mittelgrossen Ländern.» Bei Berner Finanzdiplomaten tönt es ähnlich. Wie immer gelte bei der OECD das Einstimmigkeitsprinzip, was der Schweiz theoretisch die Möglichkeit einräume, ein solches Projekt zu blockieren. In der Praxis sei das allerdings nicht empfehlenswert, da Bestrafungsaktionen auf allen Ebenen drohten, wenn man als Kleinstaat Sand in die laufende Maschinerie streue, an der 128 Länder beteiligt seien. Vielmehr gehe es darum, gezielt Allianzen zu schliessen. Sobald man ein Mitglied der G-20 an Bord habe, wie etwa Deutschland oder Grossbritannien, sei die Ausgangslage sehr gut.

An dem Parlamentariertreffen letzte Woche warf sich der aus Mexiko stammende OECD-Generalsekretär José Angel Gurría in Pose: «Wir produzieren 95 Milliarden Dollar an Steuern», rief er den Parlamentariern zu. «Und doch bekommen wir nur ein Budget von 200 Millionen, so dass wir unsere Angestellten kaum bezahlen können!» Der Behördenchef, der selber notabene ein steuerfreies Gehalt bezieht, versteht sich offensichtlich als Handlanger eines Kartells von Hochsteuerländern. Für die Schweiz wird es gefährlich. ○



# Zugriff mit voller Gewalt

Die AHV zieht beim Eintreiben von Gebühren auch das Vermögen der Ehepartner heran. Ist das zulässig? Die Frage beschäftigt jetzt das Bundesgericht.

Von Beat Gygi

Die Steuerfachleute der OECD studieren laufend an neuen Methoden herum, um mehr Steuern aus Firmen herauszuholen. Die jüngste Variante von Digitalsteuern soll auch Internetdienste besteuern, die kostenlos angeboten werden. Diesen wird also ein fiktiver Wert zugeordnet, an dem der Fiskus dann die Belastung bemisst. Das gilt aber nicht nur für die neue digitale Welt. Dass fiktive oder kalkulierte Werte besteuert werden, hat bei Finanzbehörden Tradition. Prominent gilt dies für den Eigenmietwert in der Schweiz, der oft einen wesentlichen Teil des Privateinkommens ausmacht.

Dass sich auch die AHV beim Eintreiben der Versicherungsbeiträge teilweise auf konstruierte Messgrössen abstützt, ist weniger bekannt. Ein Fall aus dem Kanton Thurgau deutet aber darauf hin, dass die Sozialversicherung je nach Situation kalkulierte Vermögen und Einkommen als Messlatte verwendet. Frau L.V.\*, Jahrgang 1956, geht nächstes Jahr in Rente, ihr Ehemann ist schon seit 2013 pensioniert, und sie nahm an, mit ihrer Teilzeitstelle erfülle sie ihre AHV-Beitragspflichten. Es kam anders. Mitte November 2017 wandte sich die Gemeinde Weinfelden im Auftrag des Sozialversicherungszentrums Thurgau an sie, um abzuklären, ob sie als AHV-Nichterwerbstätige einzustufen sei. Am 6. Januar 2018 antwortete L.V., sie arbeite seit 2010 beim Schweizerischen Roten Kreuz, ihr Lohnausweis belege dies, sie sei nicht erwerbslos.

## Nachforderung von 24 000 Franken

Die Gemeinde bestand auf dem Zurücksenden des einschlägigen Fragebogens für die AHV-Ausgleichskasse; L.V.\* unterschrieb ihn am 16. Januar und hielt darauf fest, sie sei erwerbstätig. Am 25. Januar schrieb ihr das Sozialversicherungszentrum Thurgau, dass man, gestützt auf den Fragebogen, als Nichterwerbstätige der Ausgleichskasse Thurgau anschliesse, und zwar rückwirkend per 1.1.2013. Verfügungen und Rechnungen zu dieser Periode erhalte sie per Post. Es war dicke Post, die mit Datum vom 29. Januar von der Ausgleichskasse Thurgau ankam: über ein Dutzend Briefe mit Verfügungen und Jahresrechnungen für AHV-Beiträge der Zeit von 2013 bis 2018, der Gesamtbetrag war 24 356 Franken. Hinzu kamen über 2300 Franken Verzugszinsen – die AHV erhebt einen Verzugszinssatz von 5 Prozent in Zeiten der Negativzinsen.

Das Ehepaar V. verstand diese Aktion nicht. L.V. war im Durchschnitt zu etwa 30 Prozent in der Familien- und Kinderbetreuung beim Roten Kreuz angestellt. Mit Ausnahme des Jahres 2015 übertrafen ihre aus dem Lohn bezahlten AHV-Beiträge immer den von allen Bürgern geforderten jährlichen Mindestbetrag, der bei 480 Franken liegt. Wie kommt die Sozialversicherung auf eine Nachforderung von über 24 000 Franken?

Offenbar so: L.V. wird von der AHV als nicht erwerbstätig eingestuft, weil sie weniger als ein 50-Prozent-Pensum arbeitet. Herangezogen wird Art. 10 des AHV-Gesetzes, nach dem



## Verordnung mit Spielraum?

«Nichterwerbstätige je nach ihren sozialen Verhältnissen einen Beitrag innerhalb einer bestimmten Spannweite» zahlen. Diese Formulierung ist vage. Den konkreten Betrag leitet die AHV aus der AHV-Verordnung Art. 28 ab und bemisst die «Beiträge der Nichterwerbstätigen aufgrund des Vermögens und des Renteneinkommens». Über Tabellen wird der AHV-Beitrag Nichterwerbstätiger aus dem Vermögen ermittelt. Bei Verheirateten wird das gesamte Vermögen summiert und durch zwei geteilt. Darauf greift die Sozialversicherung jetzt zu.

So zieht die AHV ihre Beiträge eigentlich aus zwei Quellen: erstens aus dem normalen Lohn von L.V. und zweitens aus dem Vermö-

gen des Ehepaars, unter Berücksichtigung der Lohnabzüge. Darf die AHV ihre Einnahmen auf diese Weise maximieren? Mehrere befragte Juristen, selbst Sozialrechtsfachleute, waren erstaunt über dieses Vorgehen, sie kannten es auch nicht aus der Praxis.

Dass die Verordnung Spielraum dafür bietet, wurde skeptisch beurteilt. Für den Umstand, dass eine Frau, die in Teilzeitanstellung allein via Lohnbeiträge fast immer die vorgeschriebene Mindestsumme an die AHV abliefert, zusätzlich über den Zugriff auf das Vermögen ihres Mannes massiv höher belastet wird, gab es jedenfalls kein Verständnis. Hinzu kommt die Frage, wieweit die AHV eine rund 30-prozentige Anstellung einfach als «nicht erwerbstätig» einstufen kann. Rechtsexperten weisen oft darauf hin, dass Arbeitsqualität, Aufsicht und Kontrolle im Sozialversicherungssektor allgemein nicht immer erstklassig seien.

## Ausgleichskasse gesteht Fehler ein

Im Sozialversicherungszentrum Thurgau fehlte es offenbar an Sorgfalt. Nach Erhalt der Rechnungen und Zinsnachforderungen Ende Januar 2018 erhob L.V. Einsprache gegen die Verfügungen der Ausgleichskasse Thurgau. Wer war Adressat? Der Rechtsdienst derselben Behörde, und naturgemäss wurde die Einsprache abgewiesen. L.V. zog den Fall weiter und legte Mitte April Beschwerde ein beim Verwaltungsgericht beziehungsweise Versicherungsgericht Thurgau. Die Ausgleichskasse als Gegenpartei forderte Abweisung, musste im Oktober dann aber Fehler eingestehen. Das Verwaltungsgericht wies ihr eine falsche Berechnung der Vermögenssummen und damit der Beitragsforderungen nach. Die Ausgleichskasse musste die Rechnung von den anfänglichen gut 24 000 Franken auf 17 000 Franken reduzieren, ähnlich die Zinsforderung. Das Sozialamt hatte zu seinen eigenen Gunsten falsch gerechnet – und hätte ohne Beschwerde hätte es den widerrechtlichen Mehrbetrag wohl eingezogen. Die Prämienbemessung am Vermögen und die Einstufung «erwerbslos» wurden vom Gericht jedoch gestützt.

Der Fall liegt jetzt beim Bundesgericht. Das Ehepaar V. ist der Ansicht, dass der doppelte Zugriff der AHV ernsthaft zu überprüfen ist und als grundsätzliche Frage breiter diskutiert werden muss. Ebenso das Thema, nach welchen Regeln die AHV Teilzeit-Berufstätige als «erwerbslos» einstufen dürfe.

\* Name der Redaktion bekannt.

# Spürnase für Raketen

Klaus Hommels, ein Deutscher mit Schweizer Pass, wurde mit Investments in Technologieunternehmen, auch aus Europa, reich. Jetzt verlangt er, dass die EU-Staaten eingreifen – man dürfe das Internet nicht den Amerikanern überlassen. Von Mark van Huisseling

Die vielen Männer und wenigen Frauen am Worldwebforum in Zürich hörten den Rednern bloss mässig aufmerksam zu – die Ausführungen der «Gedanken-Führer» (Eigenreklame) zur «neuen Hackordnung in der Welt» waren auch bloss mässig interessant. Bis der Mann in braunem Wollpullover und khakifarbenen Freizeithosen an der Reihe war. Während er redete, sahen die Smartphone-Anschauer auf. Und als er geschlossen hatte, klatschten zahlreiche leitende Angestellten sowie Unternehmer, einige stiessen Beifallsrufe aus.

Klaus Hommels, der Mann im braunen Wollpullover, sagte Folgendes: Heutzutage verbringen Kinder und Jugendliche in den industrialisierten Ländern im Schnitt sieben Jahre in den sozialen Medien, alles zusammengezählt, bis zum Zeitpunkt, an dem sie ihre Ausbildung abschliessen. «And that's a fucked up situation», dies sei eine beschissene Lage, «wenn wir die Inhalte dieser Plattformen nicht regulieren, sondern dafür einem Algorithmus vertrauen.»

## Fake-News und Nobelpreisträger

Mit anderen Worten: Einer der erfolgreichsten und wichtigsten europäischen Technologie-Investoren urteilt streng über Facebook, Twitter und so weiter, was den unbekümmerten Umgang mit den Inhalten ihrer sozialen Netze betrifft. Er traut den Verantwortlichen, denen er Geld gegeben und die er mit gross gemacht hat, nicht zu, dass diese aus Fehlern der Vergangenheit lernen und in Zukunft sorgfältiger prüfen, was auf ihren Kanälen veröffentlicht wird. Was wichtig wäre – schliesslich seien soziale Medien mittlerweile die bedeutendste Nachrichten- und Informationsquelle vor allem junger Nutzer. Und weil ein Facebook-Post eines Verschwörungstheoretikers oder von Hackern im Auftrag von Russland oder China äusserlich gleich daherkommen kann wie der eines Nobelpreisträgers oder demokratisch gewählten Politikers, verlangt Hommels nach staatlichen Eingriffen.

Der im Rheinland geborene 52-Jährige studierte nach einer Banklehre in Deutschland an der Universität Freiburg Wirtschaft, in den 1990er Jahren arbeitete er für Bertelsmann sowie als Geschäftsführer von AOL Deutschland, der Tochter eines US-Internetdiensteanbieters. Mit 33 machte er sich selbständig; der Plan war, mit ihm anvertrautem Geld Anteile junger, rasch wachsender Technologieunternehmen zu kaufen – um diese wieder zu verkaufen,

sobald die Firmen sich, hoffentlich, dem Anlegerpublikum öffneten, und zwar mit hohem Gewinn. Venture-Capitalist oder, amerikanisch kurz, VC nennt man so einen.

Die VC-Laufbahn von Hommels begann im Jahr 2000 – dem Jahr, in dem die sogenannte Dotcom-Blase platzte. Und die Bewertung vieler Technologieunternehmen abstürzte. Sein Timing war also fast nicht zu unterbieten. Gegen Mitte der nuller Jahre fand er endlich Anleger, die ihm Geld anvertrauten. Damit und mit geliehenem Geld, das er auf eigene Rechnung einsetzte, investierte er in seinerzeit unbekannte Jungunternehmen, darunter Skype (Internettelefonie) oder Xing (Plattform für Kontaktverwaltung) – Wetten, die er gewann. Und mit ihm gewannen Anleger, die ihm vertraut hatten. Ein paar Jahre später investierte er mit seinem ersten Fonds Trayas, erneut risikoreich, in Shoppingklubs und Schnäppchenjäger-Plattformen.

Nicht bloss die Wahl der Unternehmen, in der Schweiz etwa Fashion Friends und Dein Deal, glückte, auch der Zeitpunkt des Ein- und

## Von zehn Start-ups verdienen acht nie Geld, eins schafft's knapp – und eins wird eine Rakete.

Ausstiegs stimmte: Trayas' Performance betrug 65 Prozent im Jahr, Renditen vergleichbarer europäischer Fonds lagen zu dieser Zeit bei 10 bis 20 Prozent. Auch in das amerikanische Start-up-Marktplateau für Buchung und Vermietung von Unterkünften Airbnb investierte er relativ früh, während er bei Facebook eher spät einstieg.

### «Europas geheime Start-up-Waffe»

Von zehn Start-ups, frischgegründeten Unternehmen, verdienen acht nie Geld, eins schafft's knapp – und eins wird eine Rakete. Sagt man. «Smart Money»-Investoren versuchen, die wenigen Raketen früh zu erkennen. Mit dem Ergebnis, dass Durchschnitts-VCs ein Fünftel der ihnen überlassenen Mittel verbrennen. Hommels dagegen hat nach eigenen Angaben (Quelle: Bilanz) eine Ausfallrate von weniger als 1 Prozent. Weshalb?

«Er hat eine Spürnase und ein Unternehmer-Gen», sagt Christian Unger, Partner bei Partners Group, der Schweizer Private-Equity-Investmentfirma, der ihn seit der gemeinsamen Bertelsmann-Zeit kennt. Hommels stecke kein

Geld in vielleicht unterbewertete Firmen, sondern steige ein, wenn er eine zukünftige strukturelle Verschiebung erkenne. «Klaus ist nicht hinter dem schnellen Geld her, sondern will langfristig seine Investments prägen und gestalten.» Die Redaktion des amerikanischen *Forbes*-Magazin beschrieb ihn 2018 als «Europas geheime Start-up-Waffe» und setzte ihn auf Platz drei der Midas-Liste der erfolgreichsten europäischen Risikoinvestoren.

So ist er reich geworden, auf 400 bis 450 Millionen schätzte die Bilanz sein Vermögen Ende 2018. Einen guten Teil dieser Bewertung verdankt er Spotify, einem Musik-Streamingdienst aus Schweden, in den er 2008 investierte und dessen Aktien seit 2018 an der New Yorker Börse gehandelt werden. Und die er nicht verkauft hat, wie er das normalerweise nach dem Going-public eines Unternehmens tut. Dieser *case* ist für ihn so etwas wie der Beweis, dass auch europäische Gründer mit ihrem Start-up an die Weltspitze vorstossen können. Jetzt plant er mit seinem Lakestar-III-Fonds den ganz grossen europäischen Wurf. Er sammelt derzeit 800 Millionen Franken, was Lakestar III zum grössten Technologiefonds Kontinentaleuropas machen würde.

Und plötzlich ruft ein solcher «Starinvestor» (*Tagesspiegel*) nach dem Staat. Nicht bloss fordert er die Regulierung sozialer Netzwerke, sondern zudem, dass europäische Regierungen mindestens zehn, besser fünfzehn Milliarden jährlich in die Technologiebranche investieren, zurzeit sind's nur zwei Milliarden. Ist diese Forderung noch originell oder schon anmassend? Schliesslich würden so auch die Rahmenbedingungen für seine Anlagen verbessert, mit Steuergeldern. Ach, das habe er nicht nötig, sagt er mir: «Ich bin wohl der Einzige mit meinem *track record*, der 800 Millionen zusammenbekommt für einen Tech-Fund.» Profitieren würden, wenn schon, weniger erfolgreiche Mitbewerber, sagt er.

Aber darum gehe es nicht. Sondern: «Man kann den Amerikanern doch nicht alles im Technologie- und Start-up-Bereich überlassen.» Der Anteil europäischen Kapitals an den zwanzig weltgrössten Digitalplattformen betrage 1,4 Prozent – eine Bankrotterklärung, von der Wirtschaftsleistung her müssten es 20 Prozent sein. Und sogleich liefert er, aus dem Stegreif, weitere Zahlen: Der amerikanische Staat habe bisher rund 600 Milliarden Dollar in die Tech-Industrie investiert. Diese Firmen seien nun etwa 8000 Milliarden wert,





«Ich find' Europa einfach geil»: Investor Hommels.

was ungefähr 40 Prozent des BIP, der jährlichen wirtschaftlichen Leistung des Landes, entspreche. Und abgesehen davon beispielhaft zeige, wie eine bündige Industriepolitik zu

einem Top-Investment führe (+ 1200 Prozent in dreissig oder so Jahren). «Deutschland dagegen investiert ungefähr gleich viel in Technologie wie in die Mütterrente.»

Tönt gut. Bloss ist das doch nationales Denken. Und als solches nicht länger zielführend in der weltweit vernetzten Wirtschaft, oder? «Es ist doch klar: Europa interessiert die Amerikaner nicht», erwidert er. «Wenn der Präsident der Credit Suisse ein Amerikaner wäre, würde die Bank ein Filmfestival in New York sponsern, nicht in Zürich.» Da mag er recht haben, aber wäre das so schlimm? Ja, findet er. «Weil unsere Abhängigkeit von Amerika zu gross wird.» Als Beispiel nennt er das internationale Zahlungswesen – «die wichtigsten

---

«Wenn etwas zu gut tönt, um wahr zu sein, ist es das meistens.»

---

Kreditkartenfirmen sind alle amerikanisch, ohne deren Zustimmung geht nichts». Er wolle eben nicht untätig zusehen, wie Europa, besonders Deutschland und die Schweiz, bei der Digitalisierung abgehängt werde, sagt Vermögensverwalter Christian Unger über seinen Bekannten. Und weshalb nicht? «Weil er über den Tellerrand schaut.»

#### Letzte Chance

«Wenn etwas zu gut tönt, um wahr zu sein, ist es das meistens», sagt man im Anlagen-geschäft. So weit der Haftungsausschluss. Was man Klaus Hommels lassen muss: Er erzählt nicht bloss an Konferenzen und im Gespräch mit Journalisten, was getan werden müsste. Er tut auch was. Zurzeit setzt er, nach eigenen Angaben, zirka 15 Prozent seiner Arbeitszeit, also etwa einen Tag je Woche, für Lobbying ein. In Berlin ist er mit Chefbeamten und Spitzenpolitikern in regelmässigem Austausch, ebenso kennt er hohe Tiere in Paris – er war beispielsweise mit Emmanuel Macron, als dieser noch französischer Wirtschaftsminister war, unterwegs, um sich Technologiefirmen anzuschauen.

Normalerweise hat nicht der VC seine Idee in einem Satz, höchstens zwei Sätzen zu verkaufen. Sondern der Jungunternehmer auf der Suche nach Wagniskapitalgebern muss *pitchen*. Doch stellen wir die Ausgangslage auf den Kopf: «Herr Hommels, weshalb engagieren Sie sich für Europas Tech-Branche, statt die Raketen von morgen zu finden, irgendwo auf der Welt?» – «Weil jetzt dafür die letzte Gelegenheit ist, in fünf Jahren ist der Zug abgefahren.»

Wenn bis dann Politiker und Länder nicht genug Unterstützung leisten und Geld einsetzen, werde der Abstand zu gross sein, sagt er voraus. Dann haben europäische Firmen keine ernstzunehmende Chance mehr, die wichtigste Branche der näheren Zukunft mitzugestalten. Was nicht nur gefährlich wäre, sondern auch schade: «Ich find' Europa einfach geil.» ○





«Das Volk der Dichter und Denker liest kaum noch»: Anti-Israel-Demonstration im Berliner Stadtteil Neukölln, 2017.

## Fluch der guten Tat

Der Antisemitismus in Europa flammt auf. Wie geht es den Juden in Deutschland? Der Historiker Michael Wolffsohn, dessen Familie den Holocaust überlebt hat, fürchtet einen Exodus, wenn die Politik die Gefahr weiterhin vor allem bei Rechtsextremen verortet. *Von Erik Ebnetter*

Als Michael Wolffsohn nach einem Titel für seine «Weltgeschichte meiner Familie» suchte – ein Buch über seine Eltern und Grosseltern, über nahe und ferne Verwandte und nicht zuletzt über sich selbst –, entschied er sich für «Deutschjüdische Glückskinder». Die Wolffsohns und Saalheimers hatten den Holocaust in Palästina überlebt, und Justus Saalheimer, der Grossvater mütterlicherseits, sogar ein Konzentrationslager in Deutschland. Als er freikam, war er «ganz dünn, abgemagert, Haut und Knochen», wie Wolffsohn berichtet. «Das ist das kanonisierte Familienbild vom Dachau-Rückkehrer Justus Saalheimer.» War er ein Glückskind?

Es ist ein irritierendes Buch, das Wolffsohn geschrieben hat. Er erzählt helle Geschichten aus dunkler Zeit und dunkle Geschichten aus heller Zeit. Eine Familie kann aus Nazi-Deutschland fliehen und muss in der Bundesrepublik um Wiedergutmachung kämpfen. Der Grundton ist heiter, trotz allem. Die gebundene Ausgabe erschien 2017, das Taschenbuch ein Jahr später: «Viele Leser der Erst-

ausgabe fanden das Buch «versöhnend» und «Brücken bauend», erklärt Wolffsohn in einem Nachwort. «Inzwischen fragen sie mich, ob ich «auch jetzt noch» ebenso schreibe. Warum? In Westeuropa häufen sich Attacken auf Juden. Der einzige Grund: ihr Jüdischsein.»

Michael Wolffsohn, geboren 1947 in Tel Aviv, ab 1954 aufgewachsen in Berlin, diente als Soldat in der israelischen Armee und lehrte als Ge-

### Er hat Konfekt eines früheren preussisch-königlichen Hoflieferanten aufgetischt.

schichtspräsident an der Bundeswehruniversität in München. Er ist, wie es die *Financial Times Deutschland* einmal formulierte, den Linken zu rechts, den Rechten zu jüdisch, den Juden zu deutsch-national und den Deutsch-Nationalen zu zionistisch. Er selbst bezeichnet sich als deutsch-jüdischen Patrioten. Wir sitzen im Wohnzimmer seines Hauses am Stadtrand von München, die deckenhohen Fenster geben den

Blick frei auf einen gepflegten Garten, draussen scheint die Wintersonne, und Wolffsohn sagt: «Wenn sich nichts ändert, ist es nur eine Frage der Zeit, bis Juden aus Deutschland wegziehen.»

Er hat Konfekt eines früheren preussisch-königlichen Hoflieferanten aufgetischt – es wirkt wie eine Reverenz an das 19. Jahrhundert, als Juden die deutsche Gesellschaft noch massgeblich prägten, etwa in Wissenschaft und Medizin –, und in den nächsten eineinhalb Stunden kommt Doktor Wolffsohn mehrmals auf den denselben Satz zurück: «Jede Therapie braucht eine Diagnose.» Die Diagnose, die er stellt, lautet verkürzt: Es gibt einen rechten, einen linken und einen muslimischen Antisemitismus. Ein Antisemit ist, wer Juden dämonisiert, ihr Verhalten mit doppelten Standards misst oder Israel delegitimiert, wobei der Antisemitismus «diskriminatorisch» oder «liquidatorisch» sein kann. «Heute sind Juden in Deutschland vor allem mit dem diskriminatorischen Antisemitismus konfrontiert, aber der muslimische Antisemitismus droht in Gewalt umzuschlagen», sagt Wolffsohn.



Er ist mit einer Protestantin verheiratet und hat mit ihr drei Kinder, die nach jüdischem Gesetz keine Juden sind, weil die Religion im Judentum über die Mutter bestimmt ist. Seine sechsjährige Enkelin lebt mit ihren Eltern in Berlin Kreuzberg, wird dort aber nicht die öffentliche Schule besuchen, weil sie aus einer Familie stammt, in der auch jüdische Feste gefeiert werden und Hebräisch gesprochen wird. In Kreuzberg leben viele Araber und Türken, und an manchen Schulen liegt der Anteil muslimischer Kinder bei rund 90 Prozent. «Es ist einem Mädchen mit christlich-jüdischer Prägung leider nicht zumutbar, in eine solche Schule zu gehen», sagt Wolffsohn.

### Blick in den Rückspiegel

Lieber redet er aber über die allgemeine Lage. «Meine persönlichen Erlebnisse sind nur Beiwerk», erklärt er und verweist auf eine Studie der EU, erschienen im Dezember 2018. Sie zeige, dass sich europäische Juden am stärksten von Muslimen, dann von Linken und schliesslich von Rechten belästigt fühlen. Und er erwähnt, dass die deutsche Kriminalstatistik dies nicht abbilde, weil antisemitische Straftaten als politisch motivierte Gewalt von rechts erfasst würden, wenn die Täter nicht bekannt seien.

Wolffsohn, dem Spott nicht fremd ist, sagt über seine Landsleute: «Aus dem strammen deutschen Michel ist durch Umerziehung nach dem Zweiten Weltkrieg ein Softie geworden: sehr sympathisch, aber auch verträumt und naïv.» Er überlegt einen Moment, wie er einem Schweizer das deutsche Wesen veranschaulichen soll, und kommt schliesslich – München ist immerhin BMW-Stadt – auf den Automobilisten als Metapher. «Die Deutschen verhalten sich wie Fahrer, die immer nur in den rechten Rückspiegel schauen. Sie meinen, sie seien ganz vorsichtig, übersehen aber womöglich die Gefahr direkt vor ihnen.»

Ein bekannter antisemitischer Vorfall in Deutschland ereignete sich im Sommer 2014, als Demonstranten vielerorts wüste Parolen skandierten, darunter «Hamas, Hamas, Juden ins Gas». Trotzdem gibt es bislang keine nennenswerte jüdische Auswanderung aus Deutschland – anders etwa als aus Frankreich, wo Juden ermordet werden, weil sie Juden sind. Alltägliche Beschimpfungen bezeichnet Wolffsohn als den «guten alten Risschess». Gemeint ist der diskriminatorische Antisemitismus. «Er gefällt uns Juden nicht, aber er ist da. Wir ironisieren ihn, wir haben uns an ihn gewöhnt.» Es klingt, wie er selbst sagt, «soverän-resignativ», und er nimmt damit einen Ton auf, den er auch im Buch über seine Familiengeschichte gelegentlich anschlägt.

Wolffsohn schildert dort, wie Justus Saalheimer, sein Grossvater, in Dachau ankommt: «Einlieferung. Verteilung von Sträflingskleidung. <Die ist zu eng>, beklagt sich Justus. <Wart, bald wird's dir schon passen.> So kam's.» Der KZ-Wärter wusste, was die Häftlinge erwartete – Hunger und Entbehrung, vielleicht der Tod –, und Wolffsohn berichtet lakonisch und ironisch davon. Seinen Arbeitsdienst verrichtete Saalheimer in der Schreibstube, wo der Aufseher jedes Formular zerriss, mochte es noch so sorgfältig ausgefüllt sein. Saalheimer verstand schnell. Er beschrieb seine Papiere, wie Scheherazade ihre Märchen erzählte: «um Lebenszeit zu gewinnen», wie Wolffsohn erklärt. «Ehre, wem Ehre gebührt: dem deutschen Formular», so kommentiert er die Sisyphusarbeit seines Grossvaters.



Publizist Wolffsohn.

Schliesslich konnte Saalheimer das Konzentrationslager verlassen – im Frühjahr 1939, noch vor Krieg und Holocaust – und aus Deutschland ausreisen. Er kam nach Triest, wo er sich auf einem luxuriösen Dampfer einschiffte. Tanzend und lachend gelangte er nach Palästina. Justus Saalheimer, wie ihn sein Enkel schildert,

war ein Glückskind, gesegnet mit Lebensfreude und Humor. «Don Juans letztes Abenteuer» nannte er seine Reise, die in Wahrheit eine Flucht war. Wie heisst es bei Albert Camus, dem französischen Philosophen? «Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.»

### Die AfD? «Schmuddelig»

Wolffsohn zitiert vorzugsweise Goethe, und gerne verweist er auf dessen «Faust». «Mephisto ist der Geist, der stets das Böse will und das Gute schafft. Und im Umgang mit dem muslimischen Antisemitismus beobachte ich in Deutschland genau das Gegenteil: den Geist, der stets das Gute will und das Böse schafft.» Man erkenne die Gefahr, weil man sie nicht begreife. Wolffsohn nennt einen ehemaligen deutschen Botschafter in Israel als Beispiel. Dieser habe nach den antisemitischen Demonstrationen vom Sommer 2014 gesagt, es handle sich dabei um eine «Kontinuität deutscher Geschichte». Wolffsohn ruft aus, ohne wirklich laut zu werden: «Das ist absurd!» – und man versteht ihn.

Die deutschen Debatten immer wieder um die nationalsozialistische Vergangenheit, erst recht seit den Erfolgen der AfD, die vielen Politikern und Journalisten als Gefahr für Rechtsstaat und Demokratie gilt. Wolffsohn nennt die Partei «schmuddelig», hält aber nichts davon, ihre Vertreter und Wähler pauschal als «Nazis» zu bezeichnen, wie das nicht selten

## Frankreich

# Frexodus

## Bald ein Europa ohne Juden? Der provokative Essay des Politologen Danny Trom.

Frankreich war für die Juden eine verlässliche Schutzmacht. Die Aufklärung und die Revolution hatten ihre Gleichberechtigung durchgesetzt und ein goldenes Zeitalter eingeleitet. Die Juden sind untrennbar mit der Geschichte seiner Republik verbunden. Mit Vichy kam der Bruch, die Einwanderung hat ihn verschärft. Der Islam ist der laizistischen Republik fremd geblieben und ihr feindlich gesinnt. Er wird die Juden aus Frankreich und Europa vertreiben, schreibt der Politologe Danny Trom in seinem Essay «La France sans les juifs».

Die Zahl jener, die aus den Banlieues in andere Quartiere und Städte umgezogen sind, ist nicht bekannt. 20 000 Juden (von rund einer halben Million) aber haben Frankreich verlassen. Für Trom ist das im Interesse des Islam wie Israels – Netanjahu hatte nach den Attentaten zur Auswanderung aufgerufen. Die terroristische Gefahr ist keineswegs geringer. Aber die Bürger werden nicht gezielt als Minderheit verfolgt, ihr Schutz ist eine Frage der nationalen Souveränität.

### «Konkurrenz der Opfer»

Einen weiteren Grund macht Trom in den unterschiedlichen Stimmungen aus. Europa ist kosmopolitisch und pazifistisch, Israel bekennt sich zum Nationalismus und baut eine Mauer. Die westeuropäische «Ethik des schlechten Gewissens» lehnt Grenzen ab und heisst Flüchtlinge – meist Muslime – willkommen, als wären sie Juden, die man im Nachhinein retten kann. Israel wird wegen seiner «Demütigung der Palästinenser» gebrandmarkt und als kolonialistischer Staat mit einem Apartheidregime verflucht. Die tiefe Verunsicherung der Juden in Europa ist paradoxerweise eine Folge der Vergangenheitsbewältigung. In Frankreich mündete sie in die «Konkurrenz der Opfer» aller Minderheiten (nicht einmal nur der Muslime und Schwarzen) mit den Juden – die zu Tätern und «Faschisten» stilisiert werden.

Der Untertitel von Danny Troms Essay suggeriert eine dritte Stufe der Geschichte der Juden in Europa: «Emanzipation, Extermination, Vertreibung.»

Jürg Altwegg

# «Koscherstempel für Antisemitismus»

Unter Corbyn könnte Judenfeindlichkeit zum Mainstream werden, sagt Holocaustforscherin Deborah Lipstadt über den britischen Oppositionsführer. *Von Pierre Heumann*

Antisemitismus sei ein «perfekter Sturm», sagt Deborah Lipstadt, Professorin für moderne jüdische Geschichte an der Emory University in Atlanta. Der Hass mache sich an drei Fronten bemerkbar. Anders als bisher komme er nicht nur von radikalen rechten und linken Parteien, sondern gleichzeitig auch von muslimischen Extremisten.

Lipstadt, die dieser Tage ein Buch über Antisemitismus publiziert hat\*, wurde in den 1990er Jahren weltweit berühmt, nachdem sie vor einem britischen Gericht einen Prozess gegen den Holocaustleugner David Irving gewonnen hatte. Der Historiker Irving hatte die Gaskammern, in denen Juden ermordet worden waren, als «Märchen» abgetan, worauf er von Lipstadt als Holocaustleugner angegriffen wurde. Was Irving nicht auf sich sitzen lassen wollte. Er klagte Lipstadt wegen «Beleidigung und übler Nachrede» an. Das Verfahren wurde vor drei Jahren mit Rachel Weisz (in der Rolle von Lipstadt) verfilmt.

**Frau Lipstadt, sind Sie dafür, das Leugnen des Holocaust mit einem Gesetz zu verbieten?**

Nein. Das widerspricht dem Grundsatz der Redefreiheit, wie er in den USA in der Verfassung verankert ist. Ein solches Gesetz wäre zudem kontraproduktiv. Denn alles Ungesetzliche hat schnell den Reiz einer verbotenen Frucht. Auch macht mir die Vorstellung Angst, dass Politiker darüber befinden sollen, was man denken darf und was nicht.

**Ende Mai wird ein neues Europa-Parlament gewählt. Erwarten Sie, dass antisemitische Kräfte zulegen werden?**

Ich gehe davon aus, dass zwei radikale Kräfte stärker werden: Sowohl Populisten auf der rechten Seite, die Demokratie verachten, als auch die radikale Linke, die gegenüber Israel feindlich eingestellt ist und Antisemitismus verbreitet.

**Stichwort Jeremy Corbyn: Empfinden Sie ihn als Bedrohung für Juden?**

Ja. Denn der britische Oppositionsführer ist ja bloss eine Wahl davon entfernt, Premierminister zu werden.

**Zu Beginn dieser Woche sind sieben Labour-Parlamentarier aus der Partei ausgetreten. Sie werfen Corbyn unter anderem vor, sich nicht klar gegen Antisemitismus zu positionieren.**

Das zeigt doch deutlich, wie unerträglich die Situation geworden ist.

**Wird der Rücktritt Corbyn zurückbinden?**

Ich hoffe es. Doch ich befürchte, dass sich nichts ändern wird. Besorgniserregend ist Corbyns Haltung vor allem, weil er für andere Linke ein Vorbild ist. Unter ihm könnte Antisemitismus zum Mainstream werden.

Corbyn drückt ihm, wenn Sie so wollen, den «Koscherstempel» auf. Auch ein Teil der Demokraten in den USA versucht das, zum Beispiel die neu gewählte Kongressabgeordnete Ilhan Omar.

**Sie unterstützt die Kampagne zum Boykott und zu Sanktionen gegen Israel.**

Anhänger dieser Bewegung sehen darin angeblich einen Weg, um Israels Regierung zu einer anderen Politik gegenüber den Palästinensern zu bewegen. Aber das ist naiv. Die Gründer der Boykott-Bewegung BDS haben sich zum Ziel gesetzt, Israel zu zerstören. Sie verwenden traditionelle antisemitische Stereotypen, um Israel zu dämonisieren.

**In Europa sind zwei Trends zu beobachten. Während viele Juden aus Frankreich auswandern, wächst die jüdische Gemeinschaft in Deutschland.**

Dass sich Juden in Frankreich bedroht fühlen, hat mit der starken muslimischen Präsenz zu tun. Zudem zeigen die Demonstrationen der Gelben Westen, wie verbreitet Antisemitismus in Frankreich ist. In Deutschland legt man demgegenüber eine gewisse Zurückhaltung an den Tag, wohl auch wegen der historischen Last des Holocaust.

**Deborah E. Lipstadt: Antisemitism: Here and Now.** Knopf/Doubleday Publishing Group. 304 S., Fr. 22.90



Autorin Lipstadt.

geschieht. «Das ist wie in der Satire von Kishon. Wenn einem nichts mehr einfällt, schreit man «Ben Gurion!» – oder eben «Nazi!», sagt er. «Wir haben die traurige Situation, dass sich der öffentliche Diskurs in Deutschland oft auf dem intellektuellen Niveau von Kleinkindern bewegt. Das Volk der Dichter und Denker liest kaum noch.»

«Deutschjüdische Glückskinder» ist trotzdem zum Bestseller avanciert. Wolffsohn hat damit nicht nur Justus Saalheimer ein Denkmal gesetzt, sondern auch Karl Wolffsohn, dem Grossvater väterlicherseits. Er, ein erfolgreicher Kinobetreiber, Verleger und Immobilieninvestor, musste 1938/39 seine Unternehmen «arisieren» lassen und übergab die Aktien einigen Vertrauten und Bekannten zu treuen Händen. Als er nach dem Krieg nach Deutschland zurückkehrte, stellte er entsetzt fest, dass er sie nicht einfach so zurückerhielt. Auf einige Ansprüche verzichteten seine Erben schliesslich, die letzten Immobilien bekam die Familie erst 1962 wieder.

**Mustergültige Integrationsarbeit**

Michael Wolffsohn, der 1954 mit seinen Eltern nach Deutschland gekommen ist, besitzt heute die Gartenstadt Atlantic in Berlin: eine Siedlung von 49 Häusern in Berlin Gesundbrunnen, die er ab 2000 aufwendig renovieren liess. Inzwischen leben dort Deutsche und Ausländer, Christen, Juden und Muslime und treffen sich regelmässig bei kulturellen Projekten, die Wolffsohn mit einer Stiftung unterstützt. Die Gartenstadt Atlantic gilt längst als Musterbeispiel für gelungene Integrationsarbeit – und davon profitiert das ganze Quartier. Die zuständige Behörde teilte 2016 mit, dass Gesundbrunnen nicht länger ein «Problem-Kiez» sei.

Was muss Deutschland tun, um Juden weiterhin ein sicheres Leben zu ermöglichen? «Wir müssen uns auf die Diagnose einigen, dann können wir über die Therapie reden», sagt Wolffsohn noch einmal. «Der muslimische Antisemitismus ist eine gewaltige Herausforderung, das gilt es zu akzeptieren – ohne die Augen vor linkem und rechtem Antisemitismus zu verschliessen.» Und er fügt hinzu: «Sollte ich irgendwann finden, der diskriminatorische Antisemitismus sei unerträglich, gehe ich erhobenen Hauptes nach Israel.» Er würde damit dem Beispiel seiner Eltern und Grosseltern folgen, nur verliesse er kein Land, das ihn bedrohte, sondern ein Land, das ihn nicht beschützen könnte, weil es nicht mehr bedrohlich wirken will. Es wäre der Fluch der guten Tat.



**Michael Wolffsohn: Deutschjüdische Glückskinder. Eine Weltgeschichte meiner Familie.** DTV. 432 S., Fr. 36.90



# Trump & Kim 2.0

Von Hansrudolf Kamer — Präsident Trump trifft Nordkoreas Machthaber Kim Jong Un nächste Woche in Hanoi. Regeln die beiden nun den Frieden? Ist Kim zu trauen? Ausblick auf den Grossen Gipfel.



In seiner Rede zur Lage der Nation verkündete Präsident Trump, er werde den historischen Vorstoss für einen Frieden auf der koreanischen Halbinsel fortsetzen.

Ende Monat kommt er mit Kim Jong Un in Hanoi zu einem zweiten Gipfeltreffen zusammen. Das erste in Singapur hatte zu schönen Bildern und einer gemeinsamen Absichtserklärung geführt. Alles andere war ziemlich vage geblieben.

Im Zentrum der allgemeinen Aufmerksamkeit stehen die Nuklearwaffen Nordkoreas, die das Regime gegen den Willen der Grossmächte und entgegen den Bestimmungen der Uno, die Weiterverbreitung von Atomwaffen zu verhindern, entwickelt hat. Die Administration Trump hat das Ziel ihrer Politik mit der «endgültigen, vollständig überprüften Denuklearisierung Nordkoreas» definiert.

Diese Politik ist nicht selbstverständlich und unterscheidet sich von jener, die sein Vorgänger Obama gegenüber dem andern Delinquenten, dem Iran, geführt hat. Die Obamisten verlangten nie die Beendigung der iranischen Nuklearprogramme und gaben sich mit einem Deal zufrieden, der auch weit davon entfernt war. Dass Trump das Iran-Abkommen annullierte, liegt auf der Linie seiner Nordkorea-Politik.

Kim Jong Un hat selbstredend die amerikanische Zielsetzung nicht akzeptiert. Er spricht von der vollständigen Denuklearisierung der koreanischen Halbinsel. Das ist eine alte Formel. Sie war schon 1992 in der gemeinsamen Erklärung von Nord- und Südkorea festgehalten, dann vom Norden 2013 abrupt für ungültig erklärt worden.

Kims Glaubwürdigkeit ist damit deshalb ramponiert. Seine langfristigen Ziele beim Gipfelreigen mit Trump sind aber nicht schwer zu erraten: Abzug der amerikanischen Truppen, Sicherheitsgarantien und dann Aufhebung der Sanktionen, die die wirtschaftliche Entwicklung hemmen.

Südkorea besitzt keine Atomwaffen, aber die im Land seit dem Krieg stationierten amerikanischen Truppen verfügen über die Infrastruktur und die Träger für ihren Einsatz. Seoul beruft sich ausdrücklich auf den Schutz durch amerikanische Kernwaffen und verzich-

tet darauf, selbst die Bombe zu bauen. Immerhin verfügt Südkorea über latente Kapazitäten zur Atomwaffenproduktion.

Das Ziel, Kim zum Verzicht auf Atomwaffen zu bringen, wird von den üblichen Experten als unrealistisch beurteilt. Kim werde seine Atomwaffen nie aufgeben. Die Fachwelt erwartet, dass Trump sich schliesslich mit weniger zufriedengeben wird. Indien und Pakistan haben beide ungefähr gleich viele Nukleartests durchgeführt wie Nordkorea und sind inzwischen anerkannte Atomkräfte.

Der amerikanische Sondergesandte für Nordkorea, Stephen Biegun, erklärte kürzlich in einer Rede, das amerikanische Ziel sei zwar anspruchsvoll, aber auch begrenzt. Es gehe um die Beseitigung der nuklearen Bedrohung, nicht um die Transformation oder gar den Sturz des nordkoreanischen Regimes. Trump sei nicht an die Vorstellungen seiner Vorgänger gebunden.

Trump sei bereit, diesen Krieg zu beenden (seit 1955 herrscht immer noch formell Kriegszustand). Amerika werde nicht in Nordkorea einmarschieren. Man missbillige zwar das Regime, doch das sei keine Politik, der Ausdruck dieser Missbilligung keine Diplomatie.

Klarer wird aussenpolitischer Realismus selten zum Ausdruck gebracht. Es ist wohl kein Zufall, dass das zweite Gipfeltreffen in

Vietnam stattfindet, einem Land mit kommunistischem Regime und ungebrochenem Nationalismus, aber mit einer höchst vitalen Wirtschaft und ohne Atomwaffen. Allerdings eroberte Nordvietnam zuerst Südvietnam, nachdem dieses von den Amerikanern schmächtig im Stich gelassen worden war. Vietnam als Vorbild kann in Südkorea etwas mulmige Gefühle wecken.

Trump wäre nicht Trump, wenn er seinen Realismus nicht bühnenreif inszenierte. So enthüllte er, Obama habe ihm gesagt, er selber sei ganz nahe dabei gewesen, einen Krieg mit Nordkorea zu beginnen. Und dann: Amerika wäre jetzt in «a nice, big, fat war» in Asien, wenn nicht er, Trump, zum Präsidenten gewählt worden wäre.

Dazu gehört auch die Mitteilung, der japanische Ministerpräsident Shinzo Abe habe ihn, Trump, für den Friedensnobelpreis vorgeschlagen. Von den vier amerikanischen Präsidenten, die die Osloer Trophäe erhielten, war nur der erste, Theodore Roosevelt, ein Preisträger im Sinne des Namensgebers Alfred Nobel\*. Roosevelt hatte den Frieden zwischen Russland und Japan nach dem Krieg 1904/05 vermittelt.

Wie ernst das alles gemeint ist, weiss man nicht. Krieg und Frieden sind grosse Worte, und Trumps alternative Geschichtsschreibung lässt sich schwer überprüfen. Vielleicht kommen die Osloer Friedensapostel aber zum Schluss, Trump verdiene den Preis zusammen mit Kim Jong Un. Diese beiden Showmaster als hochgeehrte Friedensfürsten sind allerdings gewöhnungsbedürftig. Immerhin – dem Zeitgeist entsprechen sie hervorragend.

\* Die übrigen Preisträger sind Woodrow Wilson (1919), Jimmy Carter (2002) und Barack Obama (2009).



Beseitigung der nuklearen Bedrohung.



# Rottweilers Zähmung

«Der Kapitalismus ist moralisch bankrott und steuert geradewegs auf eine Tragödie zu.» Starökonom Paul Collier spielt in seinem neusten Werk auf der Klaviatur der Apokalypse. Ist unser Gesellschaftsmodell noch zu retten? Von Urs Gehriger



«Tiefe Risse bedrohen den Zusammenhalt in unseren Gesellschaften»: Industrieruine in Paul Colliers Heimatstadt Sheffield.

Wäre der Patient, dessen sich dieser Autor annimmt, bildlich darzustellen, müsste man ihn als ein rabiales Wesen zeichnen. Vorübergehend hatte er edle Züge angenommen. Doch in den letzten Jahrzehnten hat er sich, zuerst zaghaft und jüngst immer markanter, in seinen wilden Urzustand zurückentwickelt und weist jetzt animalische Züge auf.

Der Patient, das sind wir, die westliche Gesellschaft. Und der Grund für unser Malaise ist just jene Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, die uns zu Höchstleistungen angespornt hat: der Kapitalismus.

«Der moderne Kapitalismus, der uns Wohlstand versprochen hat, erzeugt gegenwärtig Aggression, Demütigung und Furcht: die «Rottweiler-Gesellschaft», schreibt Paul Collier in seinem neuen Buch. «Er ist moralisch bankrott und steuert geradewegs auf eine Tragödie zu.»

Der Autor von «Exodus» und «Die unterste Milliarde», der Mann, der über die Ärmsten der Welt und die Migrantenströme nach Eu-

ropa exzellente Analysen vorgelegt hat, be gibt sich auf seine bisher schwierigste Mission: die Rettung der westlichen Zivilisation. «Mein Manifest gegen den Zerfall unserer Gesellschaft» lautet der Untertitel seines neusten Werks. Im englischsprachigen Raum hat Paul Collier dafür bereits viel Zuspruch erhalten. Nobelpreisträger George Akerlof bezeichnet das Manifest als «die revolutionärste sozialwissenschaftliche Arbeit seit Keynes».

## Aufstand der «Sans Cool»

Collier argumentiert engagiert und ungewohnt emotional. Sein Manifest beginnt mit einem Bild aus seinem Privatarchiv. Es zeigt den Autor in kindlichem Alter, in Latzhose und Wollpullover, zusammen mit seiner Cousine Sue, die speckigen Beinchen in weissen Söckchen. Unschuldig stehen sie nebeneinander, das ganze Leben vor sich. Darunter eine Widmung: «Leben, die auseinanderstreben – Ängste, die sich einander annähern».

Beide wurden am selben Tag am selben Ort (Sheffield) geboren, beide sind Kinder ungebildeter Eltern, dann reisst sie das Schicksal auseinander. Paul Colliers Weg zeigt steil nach oben, er geht nach Oxford, wird Professor und steigt auf in den Ritterstand. Sue stürzt ab. Der frühe Tod ihres Vaters hat sie aus der Bahn geworfen. Im Teenageralter bereits wird sie Mutter «mit allem, was dies an Rückschlägen und Demütigungen mit sich bringt».

Collier tritt nicht bloss als Analytiker auf, er betritt die Bühne als Augenzeuge einer epochalen Zerrüttung. «Tiefe Risse bedrohen den Zusammenhalt in unseren Gesellschaften», schreibt er. Es sind dies der Riss zwischen den gebildeten, gutbezahlten Kosmopoliten und dem Rest der Bevölkerung zum einen. Und der Riss zwischen den erfolgreichen Städten und den rückständigen Provinzen zum andern. Colliers Heimatstadt Sheffield und der Zusammenbruch der lokalen Stahlindustrie wurden zum Inbegriff eines solchen Niedergangs.



Aus diesen Rissen erklärt sich die Gärung in unserer Gesellschaft. Quer durch die westlichen Demokratien begehren Millionen auf. Es sind die Vergessenen und Abgehängten. Sie manifestieren sich in Gestalt der *deplorables* mit roten MAGA-Hüten oder der Wutbürger in gelben Westen. Collier nennt sie die «Sans Cool»: «Der minderqualifizierte, sich abrackernde Kleinstädter hat die Arbeiterklasse als die revolutionäre gesellschaftliche Kraft abgelöst: An die Stelle der Sansculotten sind die Sans Cool getreten, jene, die nicht mehr ruhig und gelassen bleiben.»

Den «Sans Cool» steht eine neue Elite gegenüber: Ihr exklusives Gut ist etwas, was in der westlichen Gesellschaft allen als Grundrecht garantiert sein sollte: Bildung. «Die neuen Erfolgreichen sind weder Kapitalisten noch gewöhnliche Arbeiter, sondern Gebildete, die über neue Kompetenzen verfügen. Sie haben sich selbst zu einer neuen Klasse formiert.»

So weit der apokalyptische Befund.

### Keimzelle des gesunden Kapitalismus

Glaubt Collier, der Kapitalismus habe ausgedient? Will er ihn über Bord werfen? «Nein», beteuert er im Gespräch. «Der Kapitalismus ist das einzige System, das fähig ist, den Lebensstandard der Massen kontinuierlich zu heben.» Aber man dürfe ihn nicht sich selbst überlassen. Collier will den «Rottweiler» zähmen und dem Kapitalismus ein menschliches Antlitz verpassen. Was ihm vorschwebt, ist ein «sozialer Kapitalismus» (so der deutsche Titel seines Buches).

«Menschen brauchen das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun, und der Kapitalismus bietet ihnen das nicht. Dabei könnte er es», so Collier. «Wenn der Kapitalismus für jeden funktionieren soll, muss er so gesteuert werden.»

Dieser Neustart benötige mehr als die «herzerwärmenden Slogans» von Konzernen oder «Davos-Menschen». Auch die Parolen von links und rechts böten keine Rettung. An den politischen Flügeln lauerten Scharlatane, Ideologen und Populisten, die nichts anderes im Schilde führten, als Frust und Verzweiflung auszunutzen.

Der einzige Weg in eine solide Zukunft führe durch die «mühsame Mitte» (*hard centre*). Durch «Pragmatismus», der «fest und konsequent auf moralischen Werten gründet». Ziel sei ein ethischer Kapitalismus, der «neben materiellem Wohlstand auch gegenseitige Achtung und das Gefühl der Zugehörigkeit fördert».

Einen zentralen Faktor für die Heilung des Kapitalismus sieht Collier in der «Identität», einem «Gefühl der Verbundenheit mit einem Ort». Obschon er Populisten verpönt, teilt er mit ihnen den Stellenwert der Nation als eines identitätsstiftenden Rahmens. Loyalität zur Nation sei ein stärkeres Fundament für globale Gerechtigkeit als abstrakter Kosmopolitismus, der zu oft zügellosen Egoismus kaschiere.

«Auf der Ebene der Nation werden die meisten politischen Entscheidungen getroffen», erklärt Collier. Europa habe versucht, über diese Ebene hinwegzuschreiten, «nicht wahnsinnig erfolgreich», wenn man etwa den aktuellen Konflikt zwischen Italien und Frankreich betrachte. «Die Elite, die vorgibt, eine globale Identität zu leben, hat in Realität nicht einmal eine Verbindung mit den Menschen in ihrer jeweiligen Nation.»

Die Nation ist also die Referenzgröße des «Wir-Gefühls». Doch die Keimzelle des gesunden Kapitalismus sei «unser Elternhaus». Auch dieses ist zerrüttet. Die Scheidungsraten steigen an. Überforderten Eltern entgleitet die Kontrolle über den Nachwuchs, der orientierungs- und vielerorts arbeitslos ins Elend taumelt.

Hier will Collier mit seinem Rettungsplan für den Kapitalismus ansetzen. Denn: «Wenn man an einer Stelle mit niedriger Produktivität festsetzt, ist dies oftmals der Endpunkt einer lebenslangen Benachteiligung, die schon im Kleinkindalter begann.» Wie das Beispiel seiner Cousine Sue dramatisch vor Augen führt.

Er fordert «umfassende praktische Unterstützung und Betreuung junger Familien, die Gefahr laufen zu zerbrechen, gefolgt von der intensiven Betreuung und Förderung von Risikokindern während ihrer Schulzeit». «Sozialen Maternalismus» nennt Collier dieses staatliche Mentoring.

Ist dies nicht der Anfang einer unheilvollen Entwicklung, in deren Verlauf der Staat sich unverhohlen immer mehr Machtbefugnisse überträgt? Den Einzelnen in Abhängigkeit des Steuerzahlers treibt, Eigenverantwortung erstickt und dem Kapitalismus so seine erstaunliche Dynamik weiter abwürgt?

### Was Colliers Manifest ausblendet

Der Verdacht erhärtet sich, wenn Collier in der Folge sein Rezept präsentiert, wie die Kluft zwischen reichen Städten und armen Provinzen zu schliessen sei. Er propagiert eine neue Steuerpolitik, um «die Mächtigen davon abzuhalten, sich Gewinne anzueignen, die ihnen nicht zustehen». Sich der Gefahr eines aufgeblähten Staates wohl bewusst, schreibt er: «Zweck der Besteuerung der Hochqualifizierten in der Metropole wäre es nicht, ihre Aktivitäten einzuschränken, sondern die Renten umzuverteilen.»

Wäre es nicht viel klüger, die armen Gebiete mit tiefen Steuern für Unternehmen attraktiv zu machen?

«Jemand muss die Steuern zahlen», erwidert Collier, mit dieser Frage konfrontiert. «Wenn man in der Region die Steuern senkt,

muss man sie anderswo anheben. Warum sollten wir, ökonomisch gesprochen, Rent-Seeking betreiben? Rent-Seeking ist per definitionem sozial unproduktiv.»

Rent-Seeking (Rentenökonomie) ist das Bestreben, auf Kosten der Allgemeinheit zu leben. Anders als Collier glauben macht, gehen Firmen in der Regel einer produktiven Tätigkeit nach und bemühen sich höchstens nebenbei, möglichst wenig Steuern zu zahlen. Das so gesparte Geld können sie in ihre unternehmerische Tätigkeit reinvestieren und so wettbewerbsfähig bleiben.

Collier blendet aus, dass tiefere Steuern rückständigen Gebieten wie zum Beispiel Mississippi zu Aufschwung verhelfen. So können insgesamt mehr Arbeitsplätze geschaffen werden, ohne dass städtische Unternehmen mehr Steuern entrichten müssen.

Zudem nimmt Collier an, dass die Menge der einzusammelnden Steuern gottgegeben ist. Auch das ist nicht plausibel. Der Staat könnte seine Dienstleistungen auch

mit weniger Steuern bereitstellen, wenn er effizienter wäre. Ein Wettbewerb zwischen Stadt (hohe Steuern) und Land (tiefe Steuern) übt Druck auf ihre jeweiligen staatlichen Behörden aus, effizienter zu werden.

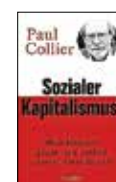
Paul Collier genießt als Sozialwissenschaftler hohe Autorität, gerade weil er die Abgründe, die sich in der kapitalistischen Gesellschaft auf-tun, persönlich erlebt hat. In seinem Manifest legt er darüber eindrücklich Zeugnis ab. Und er erheitert durch provokative Ideen wie das Delikt des *bankslaughter* («fahrlässige Banktötung»), das er als Straftatkatégorie für Manager, die ihre Banken kollabieren lassen, gerne einführen möchte. Oder durch witzige – englische – Wortspiele: Die Marxisten rekrutierten «nützliche (*useful*) Idioten». Jeremy Corbyn, Britanniens tieferer Labour-Chef, instrumentalisiere «jugendliche (*youthful*) Idioten».

Vieles in seiner Rettungsschrift ist Semantik. «Mühsame Mitte», «sozialer Maternalismus» sind letztlich unscharfe Wortschöpfungen. Statt des belasteten Begriffs «Nationalismus» setzt er «Patriotismus», ohne dass er ausreichend klarstellt, worin der Unterschied besteht. Doch braucht man seinem Manifest nicht in allen Punkten zu folgen, um sich inspirieren zu lassen. Colliers Enthusiasmus ist ansteckend. Seine Fragen sind eine Herausforderung.



Paul Collier.

«Menschen brauchen das Gefühl, etwas Sinnvolles zu tun.»



Paul Collier: Sozialer Kapitalismus! Mein Manifest gegen den Zerfall unserer Gesellschaft. Siedler. 320 Seiten, erscheint am 25. Februar.

Am 26. März hält Collier in der Aula der Universität Zürich ein Referat über sein neuestes Werk.

# Auf und davon

Nicolás Maduros Diktatur hat die grösste Massenflucht in der jüngeren Geschichte Lateinamerikas zu verantworten. Über drei Millionen Venezolaner leben heute im Exil. Ausgerechnet sie helfen dem Regime, an der Macht zu bleiben. Teil 2. Von Vanessa Rolfini

Den Ausschlag gab eine dämliche Damenbinde. Genauer gesagt: eine fehlende Binde. Via Facebook hatte ich Mehl, Reis, Deodorant oder Zahnpasta zum Tausch angeboten. Doch es meldete sich niemand. In ganz Caracas schien es keine einzige Damenbinde mehr zu geben. Das war Ende 2015. Und mir war klar: Der Moment war gekommen. Ich musste weg aus Venezuela.

Vielleicht finden Sie das lächerlich. Tatsächlich gab es Schlimmeres. In meiner Nachbarschaft war eine zuckerkrankte Frau gestorben, weil sie kein Insulin bekam. Ich hörte von Fällen, in denen Menschen für ein Kilo Zucker oder eine Packung Milch ausgeraubt oder getötet wurden. Die chronische Mangelernährung dürfte bei einer ganzen Generation von Kindern irreversible Schäden hinterlassen haben. Doch es war, als hätte sich mit einem Schlag das ganze Elend in einer Binde konzentriert, der letzte Rest der Zivilisation. Ich begriff, dass es keinen sicheren Ort in diesem Land mehr gab, dass der Mangel die intimste Sphäre erreicht hatte.

Jede simple Reparatur in der Wohnung konnte zur echten Tragödie werden. Nicht zu reden davon, dass es unmöglich geworden war, ein Budget zu erstellen. Die Inflation frass alles weg. Das Schlimmste war die Gewalt. Seit dem Amtsantritt von Chávez im Jahr 1999 wurden mehr als zwanzig Sicherheitspläne ins Leben gerufen. Keiner funktionierte, es wurde nur schlimmer. Im vergangenen Jahr wurden in Venezuela 23 047 Tötungsdelikte registriert. Die exorbitante Mordrate (81,4 Tote pro 100 000 Einwohner) gehört, neben der Inflation, zu den wenigen Dingen, in denen das theoretisch reichste Land Südamerikas an der Weltspitze mithält.

## Die Politik war langweilig geworden

Der Exodus begann schleichend, irgendwann in den nuller Jahren, noch unter dem Chávez-Regime. Während der Ölpreis 2009 die Rekordmarke von hundert Dollar pro Barrel durchbrach – welch ein Zynismus! –, waren die Engpässe in Venezuela bereits notorisch. Die Schlangen vor den Einkaufsläden wurden immer länger. Aber der Mensch ist anpassungsfähig. Wir hatten uns daran gewöhnt, den Alltag nicht mehr nach unseren Wünschen und Launen auszurichten, sondern nach den Umständen, die voller Ungewissheit waren. Die scheinbar gewöhnlichsten Dinge wurden zum aussergewöhnlichen Ereignis. Wir wuschen uns, wenn gerade Wasser aus der Leitung floss, verschickten unsere Mails, wenn es Strom gab,



Wer kann, geht: an der venezolanisch-kolumbianischen Grenze, am 8. Februar.

stopften in uns hinein, was es zu beissen gab, heilfroh, dass es überhaupt etwas gab.

Nach dem Referendum von 2009 wurde mir erstmals richtig bewusst, wie viele meiner Freunde und Bekannten sich nach Spanien, Kanada oder in die USA abgesetzt hatten. Keine Woche verging ohne irgendeine Abschiedsfeier. Als Nicolás Maduro 2013 an die Macht kam, lebte bereits über eine Million Venezolaner im Ausland. Doch bis dahin waren vor allem gutqualifizierte Fachkräfte zwischen 25 und 40 Jahren ausgehert, Leute, die mehr als eine Sprache beherrschten. Mittlerweile verweist jeder, der kann.

Nicolás Maduro war ein Klon von Hugo Chávez, allerdings ohne Charisma, ohne jene genuine Popularität und Originalität, die man dem Caudillo nicht absprechen konnte. Maduro war nur noch ein Diktator. Mit Maduro wurde definitiv klar, welche mächtigen Kräfte im Hintergrund die Strippen zogen – und dass auch Chávez eine Attrappe gewesen war, die man bei Bedarf austauschen konnte. Maduro hat nichts getan, was vorher noch nicht geschehen wäre. Es war dieselbe Demagogie, dieselbe Korruption, dieselbe Willkür. Und es waren dieselben Kubaner, die den Apparat kontrollierten.

Nicolás Maduro war ein alter politischer Weggefährte von Hugo Chávez. Doch zum Vizepräsidenten und designierten Nachfolger stieg er erst auf, als sich dessen Tod bereits abzeichnete. Seine Nomination überraschte viele. Maduros Mutter stammte aus Kolumbien, wo sein Vater in den 1950er Jahren im Exil gelebt hatte, und es gibt viele, die bezweifeln, dass er überhaupt in Venezuela geboren wurde (was seine Wahl zum Präsidenten gemäss der venezolanischen Verfassung verunmöglicht hätte).

Nicolás Maduro verfügt über keinen höheren Berufsabschluss, er hatte seinen Lebensunterhalt als Busfahrer bei der Metro von Caracas und als Bodyguard bestritten, bevor er zum Berufsgewerkschafter wurde. Maduro gehörte zweifellos der radikalsten Linie innerhalb des Chavismus an. Seinen engsten Verbündeten – Diosdado Cabello, die Geschwister Delcy und Jorge Rodríguez, Tarek William Saab, Rafael Ramírez – werden Verbindungen zum Drogenhandel und zur organisierten Kriminalität nachgesagt.

Ich hatte mich beim Machtwechsel allerdings längst vom politischen Journalismus verabschiedet und mich auf kulinarische Themen spezialisiert. Die Politik war langweilig geworden, es gab keine



Diktator Maduro.



echten Debatten und Auseinandersetzungen mehr, über die man hätte berichten können. Die freie Meinung war durch die Kampfparole ersetzt worden. Auch das Essen war für die meisten Venezolaner zwar ziemlich eintönig geworden: doch man konnte sich wenigstens etwas Gutes vorstellen. Meine Berichte über die internationale Küche waren gefragt wie nie zuvor.

2012 hatte ich mich vorübergehend an der Complutense-Universität in Madrid eingeschrieben. An sich wäre es schon damals für mich ein Leichtes gewesen, mich ins Ausland abzusetzen. Doch ich wollte nicht weg. Bis mir dann eben eines Tages die vermaledeiten Binden ausgingen. Aber das war ja nur der sprichwörtliche Tropfen – nehmen Sie das jetzt bitte nicht wörtlich –, welcher das Fass zum Überlaufen brachte. Vielleicht war der Auslöser auch ein Interview mit einem hohen Funktionär des Agrarministeriums. Er hat mir – ganz nüchtern – mit Zahlen und Fakten erklärt, warum Venezuela unweigerlich in eine Hungersnot stürzen würde. Das Land hatte nämlich aufgehört, Saatgut und Dünger zu produzieren. Es war nur eine Frage der Zeit. Doch weil Venezuela ohnehin keine offiziellen Statistiken mehr führte, fiel das Defizit nicht auf.

Ich war privilegiert. Ich irrte nicht per Bus oder Lastwagen tagelang quer durch Südamerika, um irgendwo eine Bleibe zu finden, wie Hunderttausende meiner Landsleute, sondern reiste bequem mit dem Flugzeug. Und anders als über eine halbe Million venezolanische Flüchtlinge, die sich heute in Peru irgendwie durchschlagen, hatte ich einen Arbeitsvertrag mit einer kulinarischen Zeitschrift in der Tasche. Aber auch ich musste mit 45 Jahren und einer Habe, die sich in drei Koffern unterbringen liess, in einem fremden Land wieder bei null anfangen.

Ich danke Peru für die grosszügige Aufnahme. Aber machen wir uns nichts vor: Die meisten von uns wären lieber nicht hier, und den meisten von unseren Gastgebern wäre es recht, wenn wir möglichst bald wieder verschwinden würden. Für einen Europäer mögen die Südamerikaner alle etwa ähnlich sein, doch zwischen dem karibischen Venezuela und dem andinen Peru liegen Welten. Das sind von Grund auf verschiedene Mentalitäten, die sich nicht immer so gut vertragen.

Nach einem halben Jahr machte die Zeitschrift Konkurs, ich stand auf der Strasse. Zwischendurch schrieb ich auch mal um Gotteslohn für ein Internetportal, auf dass mein Name nicht in Vergessenheit gerate. Es war auch für mich keine Urlaubsreise. Aber ich will nicht klagen, ich gehöre zu den vielleicht fünf Prozent Privilegierten, die eine geregelte Arbeit haben. Und es bricht mir jedes Mal fast das Herz, wenn ich hier in Lima Landsleute sehe, die für ein paar barmherzige Münzen Süssig-



Hoffnungsträger Guaidó.

keiten in den Bussen verkaufen oder auch nur singen. Hätte mir jemand vor dreissig Jahren prophezeit, dass die Menschen aus dem stinkreichen Venezuela dereinst in Kolumbien, Ecuador oder Peru um Almosen betteln – wir hätten ihn ausgelacht und für verrückt erklärt.

Über drei Millionen Venezolaner, rund zehn Prozent der Bevölkerung, haben sich gemäss der Uno in den letzten Jahren in die benachbarten südamerikanischen Länder abgesetzt. Täglich werden es mehr, ein Ende ist nicht abzusehen. Und das Verrückteste: Diese Flüchtlinge helfen dem Regime, sich an der Macht zu halten. Denn sie überweisen Milliardenbeträge in ihre Heimat – nicht weil sie das toll finden, sondern damit ihre Angehörigen am Leben bleiben. Sie unterstützen damit indirekt auch das Regime, welches die eigene Bevölkerung als Geisel genommen hat und bei den Transfers kräftig mit kassiert.

### Geduld und Misstrauen

Ich bin seit über drei Jahren nicht mehr in meine Heimat gereist. Ich habe kein Verlangen danach. Das Venezuela, in dem ich aufgewachsen bin, existiert nicht mehr. Wenn es zu einem Regimewechsel kommt, wird man Jahre brauchen, um wieder aufzubauen, was so gründlich zerstört wurde. Venezuela, einst eine Nation von Einwanderern, die Menschen aus aller Welt grosszügig eine neue Heimat geboten hatte, gilt heute als das, was die Amerikaner einen *failed state* nennen – einen gescheiterten Staat.

Ist Juan Guaidó der Herkules, der die Hydra besiegen wird? Ich wage keine Prognose. Guaidó ist der gewählte Präsident des Parlamentes. Die Verfassung schreibt vor, dass er das Land regiert, wenn die Regierung ausfällt. Er scheint seriös zu sein, er ist gebildet, ein Ingenieur. Er hat politische Erfahrung, er bringt Leute an den Tisch, heisst es, die sonst kaum miteinander reden würden. Vielleicht...

Juan Guaidó stammt aus Vargas, wo damals, 1999, als Hugo Chávez an die Macht kam, eine Sintflut biblischen Ausmasses eine schreckliche Tragödie anrichtete. Die Revolutionen kommen und gehen mit dem Wasser, heisst es in Venezuela. Doch um Venezuela aus diesem Sumpf zu befreien, brauchte es einen Superman. Einen Superman hatten wir allerdings bereits. Wenn wir etwas gelernt haben in diesen Jahren, dann eines: Geduld und Misstrauen. Viel mehr ist uns nicht geblieben.



Vanessa Rolfini ist in Venezuela aufgewachsen, lebt als Journalistin in Lima, wo sie Kochbücher und kulinarische Kolumnen verfasst.

Aus dem Spanischen von Alex Baur



## Inside Washington

### Notstand

58 Mal haben US-Präsidenten seit 1979 den Notstand erklärt. Tut es Trump, tobt das halbe Land.

Letzte Woche hat der *commander in chief* verkündet: «ICH, DONALD J. TRUMP, durch die Befugnis, die mir von der Verfassung übertragen wird [...] erkläre hiermit, dass an der Südgrenze der USA der nationale Notstand herrscht.» Erwartungsgemäss löste der Schritt Rage aus. Mehr als ein Dutzend Bundesstaaten, angeführt von Kalifornien, kündigten an, Trump vor Gericht zu zerren, um sein Unterfangen zu stoppen.

Alexandria Ocasio-Cortez, Heisssporn aus der Bronx, postete ein polemisiertes Video auf ihrem Instagram-Account, in dem sie klagte, die Mauer sei «eine unmoralische Abscheulichkeit» und «ein Denkmal für weisse Vorherrschaft.» Sie beklagte sich darüber, dass es in der Hauptstadt von Spionen wimmle. «Es ist so, wie verrückt. Jeder ist so, wie ein Spion.»

In einer vom TV übertragenen Rede versicherte Trump dem Volk: «Wir werden der nationalen Sicherheitskrise an unserer Südgrenze die Stirn bieten, und wir werden dies auf die eine oder andere Weise tun.» Der Präsident hat vor, acht Milliarden Dollar aus dem Verteidigungshaushalt für zusätzliche Sperrvorrichtungen auf 230 Meilen entlang der Südgrenze abzuzweigen. Unterstützer des Planes weisen darauf hin, dass seit 1979 Präsidenten 58 Mal den nationalen Notstand erklärt haben. 31 Notstandserklärungen sind noch in Kraft. Ausserdem hätten Demokraten und ihre Verbündeten bei den Medien oft und laut angeprangert, an der Grenze herrsche eine humanitäre Krise.

Trump seinerseits mag sein Plädoyer für Notstand unterminiert haben, als er einräumte: «Ich könnte die Mauer über eine längere Zeit bauen. Ich hätte das nicht tun müssen. Aber ich ziehe es vor, es schneller zu tun.» Der Präsident erwartet voll und ganz, dass sein jüngster Coup bis vor den Obersten Gerichtshof gezogen wird. Spätestens dort, so hofft er, werde er eine «faire Behandlung erhalten». Amy Holmes



*Alles ausser langweilen:* Lagerfeld mit den Models Nadja Auermann (l.), Claudia Schiffer, Christy Turlington (r.), 1992 in Paris.





Ikone der Woche

## Die Katze bleibt

Von Mark van Huissing

Als ich ihn das erste Mal traf, stand er auf der Treppe in der Pariser Rue Cambon, wo das Defilee der Chanel-Haute-Couture-Sommerkollektion stattgefunden hatte. Er antwortete Fernsehteams aus Japan oder Schreiberinnen von Modemagazinen aus Grossbritannien, die sich unten am Treppenfuss befanden. «Sie sprechen Deutsch. Können wir uns setzen? Ich habe keine Lust mehr, hier wie ein Affe herumzustehen», sagte er, nachdem ich ihn begrüsst hatte.

Karl-Otto Lagerfelds Missvergnügen war, natürlich, Gehabe. Der Kreativdirektor von Fendi seit 1965 und Chanel seit 1983 – den Otto mit Bindestrich hatte er früh aus seinem Namen entfernt – mochte es, Interviews zu geben. Besonders wenn der Journalist von einer Zeitschrift kam, in der es lange Texte gab.

Hatte man das Ohr des Hamburger Bürgersohns mit Geburtsjahr 1938 (sagen sie bei Chanel) respektive 1933 (schrieb eine Biografin) beziehungsweise 1935 (soll er in einem *Paris Match*-Interview gesagt haben), durfte man alles – ausser ihn langweilen. Wer fragte, worum es bei einer Kollektion gehe, war ein Stümper, fand er. Und antwortete, «um die weisse Seite», als ich dies wissen wollte, nachdem er einmal 43 weisse Kleider gezeigt hatte. Was er ebenfalls nicht goutierte: die Sache mit seiner Inspiration. «Das sollte man nicht in Worte fassen, sonst wird das Marketing, und ich mache kein Marketing.»

### Hinter den Kulissen der Politik

Dann schon lieber die Zeitläufte, die grosse Politik. «Ich bin sehr auf dem Laufenden, aber ich habe in meinem Leben noch nicht gewählt», sagte er. «Weil ich zu sehr hinter die Kulissen der Politik sehen kann, um dann noch die Leute zu wählen.» Als ich ihn in St. Moritz, das er «Saint-Moritz» nannte, traf, fragte ich, ob die Schweiz auf seiner Landkarte sei. «Ich war ewig nicht hier, ich bin kein *campeur*, kein Ferienmensch. Ich gehe nur aus, wenn es für die Arbeit ist, sonst bleibe ich zu Hause mit meinen 300 000 Büchern.» Sein Sozialleben waren Gespräche, auch mit Menschen, die das von Berufs wegen tun.

Vergangenen Dienstag ist Karl Lagerfeld in Paris gestorben; er arbeitete bis zum Schluss, verantwortete vierzehn Kollektionen jährlich. Mit seiner eigenen Modemarke konnte er nie zu Chanel oder Fendi aufschliessen. Er hinterlässt eine Birma-Katze mit Namen Choupette und einem Wikipedia-Eintrag.

## Er will nicht, er muss

Thomas Hirschhorn ist die grösste Reizfigur der Schweizer Kunstszene, seit er vor fünfzehn Jahren ein Bild Blochers symbolhaft anpinkeln liess. Zu Besuch in seinem Pariser Atelier, wo er mit sechs Assistenten seine weltweit gefragten Werke herstellt. *Von Rico Bandle*

Es ist ein Bild, das unwiderrufbar mit Thomas Hirschhorn verbunden ist: Ein Mann auf allen vieren kriecht zu einem am Boden stehenden Bild Christoph Blochers und hebt da sein Bein. Diese Szene aus einem Theaterstück, das Teil von Hirschhorns Ausstellung «Swiss-Swiss Democracy» im Pariser Centre culturel suisse (CCS) war, sorgte für den wohl grössten Skandal der Schweizer Kunstgeschichte: Tagelang war diese Szene Thema Nummer eins in den hiesigen Boulevardmedien, das Parlament beschäftigte sich mit der Kunstaktion – obschon natürlich kaum ein Parlamentarier die Ausstellung gesehen hatte. Zur Strafe kürzten die Politiker schliesslich der Kulturstiftung Pro Helvetia, die das Centre culturel suisse betreibt, das Budget um eine Million Franken.

Hirschhorn empfindet es noch immer als eine «Ungerechtigkeit», wie damals in der Schweiz auf seine Ausstellung reagiert wurde. Das sei noch nie richtiggestellt worden. «Das ist aber eine kleine Ungerechtigkeit», fügt er an, «andere Menschen erfahren eine viel grösere.»

Sein Atelier befindet sich im Norden von Paris, unweit des Fussballstadions Stade de France. Seit achtzehn Jahren hat Hirschhorn in diesem wenig charmanten Quartier mit vielen Baustellen sein Hauptquartier eingerichtet, in einer alten Schreinerei. Mit sechs Mitarbeitern – er nennt sie «Assistenten» – erarbeitet er hier seine Collagen und Konzepte für Ausstellungen auf allen Kontinenten.

### Karton, Klebeband, Schwarzweissbilder

Dass er die *Weltwoche* empfängt, hat eine lange Vorgeschichte. Das Gespräch hätte schon vor einem Jahr stattfinden sollen. Doch Hirschhorn sagte ab, aus Zeitgründen, und auch, wie er in Grossbuchstaben per Mail mitteilte, weil «AUCH SIE WEITERHIN FALSCH, UNRICHTIG UND UNGENAU ÜBER <SWISS-SWISS DEMOCRACY> (2004!) KOMMUNIZIEREN». Erst nach einer persönlichen Begegnung nach einem Referat in Zürich Ende letzten Jahres willigte er schliesslich ein.

«Ich bin nur in der Schweiz ein <Skandal-künstler>, ausserhalb nimmt mich niemand so wahr», sagt er. Für das Gespräch hat er zwei Stühle in der Mitte seiner 700 Quadratmeter grossen Kunstfabrik bereitgestellt. Er trägt einen schicken Anzug, erst aus der Nähe erkennt man, dass dieser so abgewetzt ist, dass

ihn nicht einmal mehr die Caritas-Altkleidersammlung annehmen würde. An den Wänden lehnen riesige Holzplatten, vollgeklebt mit Schwarzweissbildern von Ruinen, von Tschernobyl bis zum Kolosseum.

Hirschhorn ist bekannt geworden durch seine raumfüllenden Collagen. Auf den ersten Blick wirken seine Räume wie Mülldeponien: Als habe er alles, was ihm irgendwie in die Hände geraten ist, gesammelt und mit braunem Klebeband zusammengeklebt. Die Kraft entfaltet sich durch die Masse an Materialien und die Inhalte, die alle durchdacht sind, wie man bei näherer Betrachtung erkennt. «Qualität nein, Energie ja», lautet sein Motto, mit dem er sich bewusst von der Hochglanzwelt abgrenzt. Er arbeitet nur mit Billigmaterialien, mit Karton, Klebeband, Schwarzweissbildern aus dem Fotokopierer.

Was sagt er zu Leuten, die finden, das sei doch keine Kunst? «Das finde ich super. Wenn man etwas von Anfang an als Museumsstück erkennt, dann ist es bereits tot.» Noch besser finde er, wenn jemand sage, das könne er auch. «Dann sage ich jeweils: Dann können wir es ja zusammen machen!»

Für ihn ist Kunst nicht Teil der Kultur, sondern das Gegenteil davon: Kultur beinhaltet das Gewachsene, wie Menschen miteinander umgehen, sich verhalten. Kunst hingegen

### Was sagt er zu Leuten, die finden, das sei doch keine Kunst? «Das finde ich super!»

stellt all dies in Frage. Zu seinen wichtigsten intellektuellen Leitfiguren gehört der marxistische Philosoph und Mitbegründer der Kommunistischen Partei Italiens, Antonio Gramsci. Dessen Zitat, «Zerstörung ist schwierig. Ja, genauso schwierig wie Aufbau», ist für ihn zentral. Seine Ruinencollagen an den Wänden stellen diese Lust an der Dekonstruktion bildhaft dar. Wobei, so betont Hirschhorn, es gehe hier um Zerstörung im übertragenen Sinne: «Zerstörung von herrschenden Systemen, von Ungerechtigkeit, von Gewohnheiten.» Das sei wirklich schwierig, nicht das Einschlagen von Fenstern.

Thomas Hirschhorn kam 1957 in Bern auf die Welt, wuchs in Davos bei Adoptiveltern auf. Die Kunst spielte zu Hause keine Rolle, der Vater war Buchhalter, die Mutter Haus-



«Bei mir beginnt es erst bei 100 Prozent!»:

frau. Er machte erst eine Lehre als Schriftsetzer, danach besuchte er die Kunstgewerbeschule in Zürich. Kaum hatte er das Diplom in der Tasche, reiste er nach Paris. Er wollte beim legendären kommunistischen Grafikerkollektiv Grapus anheuern. Dieses bot ihm tatsächlich eine Stelle an, allerdings bloss als Hilfskraft. Hirschhorn lehnte enttäuscht ab. Wahrscheinlich sei er für die Grapus-Leute zu wenig Kommunist gewesen, sagt er. «Das war meine erste Niederlage, meine Ur-Niederlage.» Der Stolz verbot es ihm, in die Schweiz zurückzukehren. «Das wäre eine Schmach gewesen.»

Er blieb in Paris, lebte unter prekären Verhältnissen. Um sich irgendwie über Wasser zu





Künstler Hirschhorn in seinem Atelier im Pariser Vorort Aubervilliers.

halten, kehrte er jeweils zwei bis drei Monate im Jahr zurück in die Schweiz, wo er als Zügelmann und Helfer in einem Pflegeheim Geld verdiente. Zehn Jahre dauerte diese Durststrecke, wo ihn niemand ernst nahm, wo alle seine Stipendienanträge von der Eidgenossenschaft abgelehnt wurden.

### Vorbild Warhol

Aufgeben kam für Hirschhorn nicht in Frage. Er wollte nicht nur weitermachen, er musste. Wann immer möglich ging er ins Centre Pompidou, las unzählige Künstlerbiografien: «Viele grosse Künstler haben erst spät im Leben Anerkennung erfahren oder sogar erst nach dem Tod.» Das machte ihm Mut. In einer

Ausstellung über den frühen Andy Warhol sah er, dass der berühmte US-Künstler in seiner Anfangszeit, als ihn noch niemand kannte, bereits dasselbe gemacht hatte wie später, einfach kleiner. «Da wusste ich: Ich muss meiner Idee, meinem Plan treu bleiben, egal, was andere davon denken.» Sein Durchhaltewille zahlte sich aus. Mit 38 konnte er von der Kunst leben. Nach und nach bekam er das, was er sich immer gewünscht hatte: dass man ihn ernst nimmt. «Ich hätte aber auch weitergemacht, wenn sich der Erfolg nicht eingestellt hätte», sagt er.

2004 kam die Ausstellung, die Hirschhorn in seiner Heimat schlagartig zur Berühmtheit machte, die ihn zur Reiz-, für manche sogar

zur Hassfigur werden liess: Er erarbeitete für das Schweizer Kulturzentrum in Paris das demokratiekritische Projekt «Swiss-Swiss Democracy». Dabei füllte er einen Raum mit Tausenden von kopierten Dokumenten über die Demokratie. Eine Collage gab besonders zu reden: eine Folterszene von US-Soldaten in Abu Ghraib, geschmückt mit dem Wappen der Schweizer Urkantone. «Swiss-Swiss Democracy» war nicht nur eine Ausstellung, es gab auch Referate, eine tägliche Zeitung und ein Theaterstück. Thomas Hirschhorn war – wie oft bei seinen Ausstellungen – ständig vor Ort. «Presence and Production» nennt er diese Kunstprojekte, die auch eine Art Performance sind und die so etwas wie sein Markenzeichen geworden sind.

In dem Theaterstück hob ein Schauspieler, der einen Hund mimte, das Bein über ein Foto von Christoph Blocher. Das verstehe man nur

---

### «Ich lehne mich auf gegen den Missbrauch der Demokratie.»

---

im Zusammenhang, sagt Hirschhorn: «Gleichzeitig wurde eine Radierung aus dem 19. Jahrhundert gezeigt, wo ein Hund an den Pfahl mit dem Gessler-Hut pinkelt.» Man könne aus einem solchen Gesamtkunstwerk, das aus Tausenden von Elementen besteht, nicht einfach etwas rausnehmen und isoliert betrachten.

### Schweiz-Boycott wegen Blocher

Im Ausstellungstext schrieb Hirschhorn damals, er wolle die Demokratie «entidealisieren»: «Ich lehne mich auf gegen den Missbrauch der Demokratie, ich lehne mich auf gegen die Absurdität der direkten Demokratie in meinem Land, und ich lehne mich auf gegen die Wahl von Christoph Blocher in den Bundesrat.» Hirschhorn hatte schon zuvor angekündigt, nicht mehr in der Schweiz auszustellen, solange Blocher im Bundesrat sei: «Kunst ist nicht konsensorientiert, Kunst ist nicht diplomatisch», schrieb er damals. «Ich will mit meinem Boycott ein Signal setzen, dass es Zeit ist, sich gegen den Aufstieg des Faschismus zu stemmen.»

War dieser Boycott nicht völlig hysterisch? Diese Begründung nicht eine Verharmlosung des Faschismus? Hirschhorn äussert sich nicht mehr zu Blocher, sehr wohl aber zu seinem Boycott: «Ich bin stolz darauf, wie ich ihn durchgezogen habe.» Er habe den Boycott ganz alleine eingehalten und niemanden aufgefordert, es ihm gleichzutun. «Ich musste einen hohen Preis dafür bezahlen», sagt er. Vier Jahre lang habe er nicht an der Art Basel ausstellen können, der wichtigsten Kunstmesse der Welt, entsprechend dort auch nichts verkauft. «Wenn man einen Boycott macht, so



Reputation beschädigt? Pinkelszene aus «Swiss-Swiss Democracy», 2004.

«Zerstörung ist schwierig»: «Gramsci Monument», New York, 2013.

muss man auch bereit sein, den Preis dafür zu bezahlen. Das ist das Wichtigste. Sonst ist es kein richtiger Boykott.»

Die Aufregung um «Swiss-Swiss Democracy» nennt er eine «medienhysterische Selbstproduktion». Dabei sei die Ausstellung höchst erfolgreich gewesen, und zwar nicht wegen des Skandals, davon hätten die Pariser gar nichts mitgekriegt: «Selten hatte eine Ausstellung im Centre culturel suisse so viele Besucher – hauptsächlich waren das Franzosen.»

Die Ausstellung hatte zur Folge, dass das Parlament der Kulturstiftung Pro Helvetia, die das CCS betreibt und finanziert, das Budget während eines Jahres um eine Million Franken kürzte. Nie zuvor hatte eine Kunstaktion in der Schweiz derartige Auswirkungen bis in die Politik. Allerdings sieht Hirschhorn durch eine falsche Darstellung seine Reputation beschädigt: Die «Strafaktion» sei rückgängig gemacht worden, die Berichte, wonach Pro Helvetia wegen ihm eine Million Franken verloren habe, seien falsch.

### Würde alles noch einmal gleich machen

Einige Tage nach dem Gespräch schickt mir der Künstler Dokumente zu, die dies beweisen sollen. Seine Aussage lässt sich daraus aber nicht belegen. Auch Pius Knüsel, damals Direktor der Pro Helvetia, widerspricht ihm nach der Durchsicht der Dokumente: «Die Hypothese, die Kürzung sei nicht durch die Ausstellung bewirkt worden, geht daneben.» Hirschhorn allerdings beharrt auf seiner Darstellung.

Weshalb ist ihm dies so wichtig? Ist er nicht stolz darauf, dass sich das Parlament mit ihm befasst hat, dass er eine über Monate andauernde Debatte angestossen hat, was Kunst darf und was die öffentliche Kunstförderung unterstützen darf? «Nein, es wurde ja nicht über die Kunst diskutiert, sondern nur polemisiert.» Und stellt klar: «Für mich überwiegen die negativen Aspekte dieser Auseinandersetzung bei weitem.»

Es fällt schwer, ihm dies zu glauben, hat er doch mit der bewussten Provokation genau das geschafft, was er anstrebt: Bestehende Strukturen ins Wanken zu bringen, wenn vielleicht auch andere, als beabsichtigt, nämlich jene der Kultursubventionen.

Dass Hirschhorn seine Rolle als Enfant terrible auch geniesst, das sieht man seinen Gesichtszügen an, wenn er erzählt. Zugeben würde er dies aber nie. «Wir Künstler sind einfach suspekt, grundsätzlich, überall», sagt er. Oder: «Ich beklage mich nicht, man ist ja selber schuld, wenn man Kunst macht, wenn man

### Seinem Ansehen in der Schweiz hat der Skandal geschadet, nicht aber seiner internationalen Karriere.

sich so exponiert.» Jedenfalls, er würde alles wieder genau gleich machen wie damals, trotz «all der Beschimpfungen und unwahren Behauptungen», die er seither ertragen müsse.

Seinem Ansehen in der Schweiz hat der Skandal wohl tatsächlich geschadet, nicht aber seiner internationalen Karriere. Er stellte seither in vielen international renommierten Museen aus, repräsentierte die Schweiz 2011 an der Biennale von Venedig, konnte verschiedene Projekte im öffentlichen Raum verwirklichen. So zum Beispiel das Gramsci-Monument in der New Yorker Bronx, auch das war eine «Presence and Production»-Aktion, wo er ständig vor Ort war und die Bevölkerung miteinbezogen wurde. Für die nächsten Jahre sei er schon gut ausgelastet, demnächst sei er zum Beispiel einen Monat lang an einer Biennale in Indien engagiert.

Hirschhorn lebt von den Ausstellungsprojekten, die von Museen und Kunststiftungen finanziert werden, aber auch vom Verkauf: Seine Arbeiten kosten zwischen 9000 und 150000 Euro. Hauptkunden sind Sammler und Museen. Grossinstallationen können auch etwas teurer sein: Das Kunsthaus Aarau bezahlte 2010

für Hirschhorns raumfüllende Arbeit «Wirtschaftslandschaft Davos» 280000 Franken.

### Komfortfalle Teilzeit

Sein nächstes Grossprojekt realisiert Hirschhorn diesen Sommer in Biel, die «Robert Walser Sculpture». Auf dem gesamten Bahnhofplatz errichtet er mit örtlichen Helfern einen Gebäudekomplex, der ganz dem Schweizer Schriftsteller gewidmet sein wird. 86 Tage wird die «Sculpture» bespielt, Hirschhorn wird täglich von 10 bis 22 Uhr vor Ort sein. Geplant sind eine Bar, eine Bibliothek, Vorträge, Theaterstücke, Stadtführungen und vieles mehr. Eigentlich hätte das Projekt schon letztes Jahr realisiert werden sollen, wegen Einsparungen wurde es um ein Jahr verschoben.

Weshalb gerade Robert Walser? Er habe den Schriftsteller erst in Paris entdeckt, während seiner Durststrecke, als ihn niemand ernst nahm. In Geschichten wie «Wenn Schwache sich für stark halten» habe er sich wiedererkannt. Hirschhorn fühlt sich heute noch mit Walser, dieser Aussenseiterfigur, verbunden. «Er ist für mich ein Held, ich bin ein Fan.»

Um das Walser-Projekt vorzubereiten, war er zuletzt vermehrt in der Schweiz, hat mit vielen Freiwilligen und Vereinsvertretern gesprochen, die sich beteiligen. Wie hat er die Schweiz erlebt? Er schätze die Pünktlichkeit und die Arbeitsethik der Schweizer, dies gehe den Franzosen ab. Er sieht aber auch Probleme: «Die Schweiz neutralisiert sich selber, indem schon der Kompromiss gesucht wird, bevor der Konflikt überhaupt da ist.» Für einen radikalen und kompromisslosen Künstler wie ihn ist solches Denken völlig fremd. Aber auch etwas anderes hat ihn irritiert: «Jeder redet ständig von seinen Prozenten. Alle arbeiten 80 Prozent, 60 Prozent oder 40 Prozent.» Das Prozentdenken sei eine Falle, eine Komfortfalle: «Die Leute sind nicht mehr engagiert. Und sie merken es nicht einmal.» Ihn stört das: «Bei mir beginnt es erst bei 100 Prozent! Meistens bin ich aber auf 200, auf 500, ja auf 1000 Prozent!»



## «Den linken Verstand verloren»

Der deutsche Maghreb-Kenner Samuel Schirmbeck wirft der Linken vor, den Islamismus zu fördern. Darüber hat er ein Buch geschrieben – «Gefährliche Toleranz». Von Rolf Hürzeler

Sein Lächeln ist mild. Seine Aussagen sind es nicht: «Die Linke bereitet dem konservativen Islamismus das Terrain zur Entfaltung vor», sagt Samuel Schirmbeck. Der frühere ARD-Korrespondent in Algerien sitzt in seinem lichten Büro im Osten Berlins. Er hat eine Wohnung in einer ehemaligen Fabrik umbauen lassen.

Schirmbecks Thesen haben ein unterschiedliches Echo gefunden. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* ist begeistert und schrieb schon zu seinem ersten Buch «Der islamische Kreuzzug und der ratlose Westen»: «Er liefert jede Menge gute Argumente, warum wir hier in Europa endlich zu einer selbstbewussten, an der Realität orientierten Islamkritik finden müssen.» Der linksliberale Wiener *Standard* indes wirft Schirmbeck vor, zu pauschalisieren: «Man könnte ihm in einigen Punkten recht geben, wenn – ja wenn er nicht unzulässig verallgemeinernd und pauschal über die <deutsche Linke> und <den gegenwärtigen Islam> spräche, wenn er zwischen Linken und Linken sowie zwischen Islam und Islam unterschiedlicher Prägung differenzierte.»

### «Linker Neo-Orientalismus»

Der 77-jährige Schirmbeck ist überzeugt, dass sich der Islam in Deutschland ausbreiten wird: «Die deutsche Linke hat den linken Verstand verloren, denn ihre Toleranz gegenüber dem Islam duldet alles, was der aufgeklärten Gesellschaft und was freiheitsliebenden Musliminnen und Muslimen schadet.» Der Buchautor kann nicht verstehen, weshalb ausgerechnet die religionskritische Linke gegenüber dem Islam eine Toleranz entwickelt habe, die er für gemeingefährlich hält.

Schiessen Sie nicht weit über das Ziel hinaus, Herr Schirmbeck? «Nein», sagt er und fügt als Beleg die verbreitete «gesellschaftliche Akzeptanz des Kopftuchs» an. Er bezeichnet dieses als «Markenzeichen des linken Neo-Orientalismus»; es diene der Unterdrückung der Frauen, und er findet es absurd, dass die frauenfreundliche Linke diesen Missbrauch hinnimmt.

Samuel Schirmbeck baute 1991 das ARD-Büro in Algerien auf. Seit seiner Rückkehr 2001 nach Deutschland ist er als freier Mitarbeiter des Hessischen Rundfunks, der ARD und beim ZDF tätig sowie für das 3Sat-Magazin «Kulturzeit». Die zehn Jahre im Maghreb prägten ihn. Während dieser Zeit erlebte Schirmbeck, wie sich der Islamismus in Nordafrika ausbreitete. Er kann sich an die Zeiten erinnern, als in den 1980er Jahren «junge Menschen ungezwungen

an den Stränden badeten». Heute seien die Frauen verhüllt, die Präsenz der Religionshüter sei allorts spürbar. Schirmbeck ist überzeugt, dass Algerien chaotische Zeiten bevorstehen, wenn der gesundheitlich angeschlagene Machthaber Abdelaziz Bouteflika stirbt und das Militär die Kontrolle über den Staat verlieren sollte.

Samuel Schirmbeck war in seinen jungen Jahren ein Linker und sieht sich noch heute so. Dennoch wird er wegen seiner Islamkritik von



«Blind für die Aufklärung»: Autor Schirmbeck.

vielen Linken am rechten Rand verortet: «Dabei will ich doch die Linke in ihrer Religionskritik nur wieder auf die linke Spur im Sinn Voltaires zurückbringen», sagt er. Die heutige Linke falle der muslimischen Aufklärung in den Rücken, schreibt er in seinem Buch und zitiert den tunesischstämmigen Psychoanalytiker Fethi Benslama: «Manche Nachfahren der Aufklärung sind blind für die Aufklärung anderer.»

Ihn treibe die Sorge über die gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland um, die er im historischen Kontext sieht: «Die Linke nützt die deutsche Vergangenheitsbewältigung aus, um ihre Interessen durchzusetzen.» Nur so lasse sich die von Bundeskanzlerin Angela Merkel 2015 unbewältigte Flüchtlingskrise erklären: «Wir wollten toleranter und offener sein als alle anderen.»

Um seine Thesen zu belegen, lässt er in seinem Buch «Gefährliche Toleranz» immer wieder Zeitkritiker mit muslimischem Hintergrund zu Wort kommen. Da ist der kurdischstämmige Bundespolitiker Ali Ertan Toprak, der die Partei der Grünen verlassen hat wegen ihrer Blauäugigkeit. «Ich habe zunehmend das Gefühl bekommen, dass die linksliberalen Kreise die Migranten in erster Linie als Opfer sehen. Und dass sie sich als Opferanwälte positionieren», zitiert Schirmbeck Toprak. Dieser moniert wie Schirmbeck die mangelnde Integrationsbereitschaft der zugewanderten Muslime, die sich in eigenen Gemeinschaften organisieren.

### Warnung vor Flüchtlingshelfern

Im Fokus stehen für Schirmbeck etwa «linke Flüchtlingshelfer». Er kann sich in eine gezähmte Rage steigern, wenn die Rede auf diese kommt: «Sie vermitteln den Asylsuchenden ein negatives Bild von Deutschland.» Sie würden die Flüchtlinge «geradezu indoktrinieren, ihr Gastland zu hassen». Ist diese Warnung vor Flüchtlingsbetreuern nicht übertrieben? Ist eine kritische Ambivalenz gegenüber dem Gastland nicht das Merkmal sämtlicher Menschen, die in einer Diaspora leben? Nicht für Schirmbeck: «Islamisten verachten die bürgerlichen Freiheiten in den westlichen Ländern, weil sie einem patriarchalischen Menschenbild nachhängen», sagt er. Gerade deshalb sei es ihm unverständlich, weshalb die Linke dem politischen Islam weit entgegenkomme.

Wer laut kritisiert, muss mit Reaktionen rechnen. Tatsächlich hat er die Islamdebatte in Deutschland beflügelt und wird in Fernsehsendungen und zu Lesungen eingeladen. Im Einzelfall wird er jedoch zu seinem Bedauern ignoriert. So kann er nicht verstehen, dass seine Standpunkte in einer ARD-Sendung wie «Titel, Thesen, Temperamente» kein Thema sind, obgleich er jahrelang für diese gearbeitet habe. «Sie wollen nicht hören, was offenkundig ist», sagt er. Seine Überzeugung trägt ihm sogar Resentiments im persönlichen Umfeld ein – ein Teil seiner Familie lehnt sein Engagement ab.

Er trägt es mit Fassung, jedenfalls gegen aussen. Spricht Schirmbeck nicht gerade über sein Lieblingsthema, räsoniert er locker über die deutsche Bundespolitik. Die Nachfolge der Bundeskanzlerin ist für ihn wie für alle anderen ungewiss. «Im Umgang mit der muslimischen Einwanderung wird sich ohnehin nicht viel ändern», ist er allerdings überzeugt. Da hat ihn das Thema wieder.



Samuel Schirmbeck:  
Gefährliche Toleranz.  
Orell Füssli, 166 S., Fr. 26.90

# Das traurige Nachleben von Neverland

Ein angesehener Dokumentarfilmer gibt vor, Michael Jackson endgültig als aktiven Pädophilen zu entlarven. Glaubwürdig ist dies nicht.

Von *Hanspeter Künzler*

Am 25. Januar erlebte «Leaving Neverland» am Sundance Film Festival in Park City, Utah, seine Premiere. 236 Minuten lang berichten darin zwei junge Männer, die einst als Buben an der Seite von Michael Jackson die Welt bereisten, wie sie vom Star regelmässig sexuell missbraucht worden seien. Den Rezensionen gemäss war die Premiere ein erschütterndes Erlebnis: Psychologen seien bereitgestanden, um Zuschauer zu betreuen, die durch die «expliziten Beschreibungen von sexuellem Missbrauch» traumatisiert worden seien.

Im Mittelpunkt des Geschehens stehen Wade Robson und James Safechuck. Der australische Tänzer Robson lernte Jackson 1987 in Brisbane kennen, als er, fünfjährig, einen Tanzwettbewerb gewann. Im gleichen Jahr begegnete auch Safechuck Jackson zum ersten Mal. Er war acht Jahre alt und gehörte zu den Mitwirkenden bei einem Werbespot für Pepsi-Cola. Bald verbrachten die Buben viel Zeit in «Neverland», Jacksons Landsitz in Kalifornien. Nie meldeten ihre Familien Bedenken an.

Noch im Jahr 2005, als Jackson beschuldigt wurde, den minderjährigen Gavin Arvizo sexuell missbraucht zu haben, sagte Robson vor Gericht unter Eid aus, Jackson habe sich ihm gegenüber in keiner Weise je ungebührlich verhalten. Ähnliches gab Safechuck in einer schriftlichen Bestätigung an. Inzwischen erinnern sich die beiden anders an diese Zeiten. So berichtet Robson, wie er sich vor Jackson nackt vor ein Bild von Peter Pan habe hinstellen und seine Gesässbacken auseinanderziehen müssen, derweil Jackson onanierte. «Diese epische Vorstellung war ein einziger Schlag in den Magen», heisst es in der von Donald Trumps Schwiegersohn Jared Kushner lancierten Online-Publikation *Observer*.

## Alle Klagen abgewiesen

Der vom amerikanischen Fernsehprogrammbieter HBO und dem britischen Channel 4 kofinanzierte Film wird am 3. März in den USA am Fernsehen gezeigt, am 6. März dann auch noch in Grossbritannien. Die Fans von Michael Jackson planen an diesen Tagen Demonstrationen vor den Büros der TV-Firmen in London und New York. Eine Crowdfunding-Aktion bezahlt Posters, die auf Londoner Bussen Jacksons Unschuld proklamieren. Nicht nur die hartgesottenen Fans zweifeln die Aussagen im Film an.

Die Nachlassverwalter von Michael Jackson bezeichnen «Leaving Neverland» als «Charaktermord». Howard Weitzman, ihr Rechtsan-



*Wandelbare Erinnerung*: Superstar Jackson, Wade Robson, Ende der achtziger Jahre.

walt, hat HBO brieflich eine lange Reihe von Indizien aufgezählt, die an der Glaubwürdigkeit der Aussagen zweifeln lassen (<https://mjj-justiceproject.wordpress.com/>). Er weist auf Widersprüche hin und hinterfragt die Chronologie der Geschehnisse. Nach dem Tod von Michael Jackson im Juni 2009 erklärte Robson: «Er ist der Grund dafür, dass ich tanze. Der Grund dafür, dass ich Musik mache, und einer der Gründe dafür, dass ich an die Reinheit und Güte der Menschheit glaube.»

2011 meldete Robson bei Jacksons Nachlassverwaltern den Wunsch an, bei der Cirque-du-Soleil-Inszenierung von Jackson-Hits Regie zu führen. Man liess ihn abblitzen. Überhaupt lief es nicht gut mit seiner Karriere, was laut

eigenen, früheren Aussagen zu einem Nervenzusammenbruch führte. Im Verlaufe seiner Rekonvaleszenz sei er dann zur Einsicht gekommen, dass ihn Michael Jackson missbraucht habe. 2012 schrieb er dazu ein Buch, das indes niemand publizieren wollte. 2013 reichte er eine auf seinen Anschuldigungen basierende Klage in der Höhe von 1,5 Milliarden Dollar gegen den Nachlass von Jackson ein. Diese Klage, so gibt Safechuck an, habe auch ihn erkennen lassen, dass die Spiele mit Jackson in Wirklichkeit Missbrauch gewesen seien. Er folgte 2014 Robsons Beispiel. Im Dezember 2017 wurden beide Zivilklagen abgewiesen. Robson und Safechuck reichten Rekurs ein – dessen Verhandlung wird in den



nächsten Monaten über die Bühne gehen. Es wirkt unverfroren, «Leaving Neverland» als «Dokumentarfilm» zu verkaufen. Zu Wort kommen ausschliesslich die beiden «Opfer», später die Familienangehörigen, die schockiert auf die auch für sie neuen Offenbarungen reagieren. «Es geht in dieser Story nicht um Michael Jackson», erklärte der britische Regisseur Dan Reed dem amerikanischen *Rolling Stone*. «Es ist die Story des predator, der sich in eine Familie einschleicht, die ihm vertraut.» Reed nimmt die Aussagen von Robson und Safechuck a priori für bare Münze. Er ignoriert dabei, dass Jackson zwölf Jahre lang Gegenstand intensivster Untersuchungen war, ohne dass man je Beweismaterial gegen ihn gefunden hätte.

### Folge von #MeToo

Zum ersten Mal passierte dies 1993 im Fall Jordy Chandler. Nur auf Druck seiner Familie liess Jackson sich davon abhalten, die Sache vor Gericht zu bringen. Er sollte den Vergleich, den er mit den Chandlers einging, bitter bereuen – er wurde gemeinhin als Schuldgeständnis ausgelegt. Der Bezirksanwalt von Santa Barbara, Tom Sneddon, setzte nun alle Hebel in Bewegung, um Jackson zu überführen. Mehrmals wurde seine Ranch ohne Vorwarnung durchsucht, gefunden wurde nichts. Das FBI stellte über viele Jahre hinweg ein 300-seitiges Dossier zusammen, ohne einer Überführung näherzukommen. Sneddon fahndete in den ganzen USA und Europa nach Opfern und wurde nicht ein einziges Mal fündig. Für den Schauprozess von 2005 suchte man ein konservativ eingestelltes Gericht aus, die Geschworenen waren allesamt hellhäutig. Jackson wurde in allen Punkten freigesprochen.

Regisseur Reed hat vorausgesagt, dass «Leaving Neverland» im Zeitgeist von #MeToo einer Flut von Opfern erst den Mut gebe, sich auszusprechen. Bei allen in den letzten Jahren entlarvten Sexualverbrechern – die Reihe reicht von Harvey Weinstein bis Jimmy Savile – hat eine erste Klage eine Flut von Enthüllungen ausgelöst. Diverse amerikanische Autoritäten haben zwölf Jahre lang alles unternommen, «Opfern» von Michael Jackson den Schritt in die Öffentlichkeit schmackhaft zu machen. Niemand hat sich gemeldet. Jedenfalls niemand, der mit glaubwürdigen Beweisen aufwarten konnte. «Leaving Neverland» passt allerdings bestens in eine Medienstimmung, in welcher die Meinung von Experten und Autoritäten gern angezweifelt, individuelle Bauchstimmen aber oft vorschnell und unreflektiert akzeptiert werden.

Hanspeter «Düsi» Künzler, Schweizer Musikjournalist, veröffentlichte vor Michael Jacksons Tod 2009 die Bestseller-Biografie «Black or White», danach «Der Thriller um Michael Jackson» über die Fans des King of Pop.

## Neuerscheinungen

# Liebe als Irrtum

Der britische Schriftsteller Julian Barnes seziert in seinem neuen Roman «Die einzige Geschichte» eine gescheiterte Beziehung.

Dieser Illusion verfällt jeder Mann mindestens einmal im Leben: «Wahrheit und Liebe, das war mein Credo. Ich liebe sie, und ich sehe die Wahrheit. So muss es sein.» Diesen Gefühlen erliegt der neunzehnjährige Protagonist Paul. Unglücklicherweise ist die angebetete Susan fast dreissig Jahre älter als er. Sie ist mit einem tranigen Mann verheiratet und die Mutter zweier Töchter, die beide älter sind als Paul.



Autor Barnes.

Das ist die Ausgangslage im neuen Roman «Die einzige Geschichte» des britischen Schriftstellers Julian Barnes. Der Autor berichtete in seinem letzten Buch von den Nöten des russischen Komponisten Dmitri Schostakowitsch in der stalinistischen Diktatur. Nun wendet sich Barnes mit diesem Roman wieder seinem Lebensthema zu, den komplexen Beziehungsgeschichten, die gemeinhin mit Liebe umschrieben sind. Doch diese ist nicht zu fassen: «Auch wenn die Gesellschaft noch so viele strenge Dogmen über Fühlen und Verhalten verhängen will, schlüpft die Liebe daran vorbei.» Heute sind diese Zwänge zwar weitgehend verschwunden, das Unfassbare bleibt.

Paul und Susans Geschichte spielt in den 1960er Jahren, als die Vorstellungen von «sexueller Befreiung» eben erst aufkommen, aber noch nicht in der miefigen Londoner Vorortsgemeinde angekommen sind, in der die beiden leben. Sie lernen sich im lokalen Tennisklub beim gemischten Doppel kennen. Das Spiel erscheint dem Leser wie eine Metapher auf die anfängliche Unbeschwertheit, mit der sich die beiden verzückt die Bälle zuspieren. Ob sie gewinnen oder verlieren, ist einerlei, nur das Gemeinsame zählt. Allerdings nehmen das die übrigen Tennisklub-Mitglieder nicht ganz so locker, und die beiden fliegen aus dem Verein, als ihr Verhältnis ruchbar wird. Nur eine Person scheint zu ihnen zu halten, Susans Freundin Joan, eine lebenserfahrene Frau, die in Liebesdingen ihre Kratzer bereits abbekommen hat und jetzt zufrieden mit Hund und Flasche ihre alten Tage geniesst. Sie erscheint im Roman als eine Kassandra, die all die Wendungen vorher sieht, die sich abzeichnen – sie sind schmerzhaft.

Denn die soziale Ächtung setzt dem Turtelpaar zu, sie flüchten sich zusehends in ihre

ungleiche Beziehung. Sie schotten sich ab und verschwinden nach London. Dort nimmt das Drama seinen Lauf. Susan gibt sich dem Alkoholkonsum hin und braucht den Suff zum Überleben. Paul widmet sich zwar seinem Studium der Rechte, doch er kommt mit seiner Liebe nicht mehr zurecht und verbittert.

Im dritten und letzten Teil des Buchs ist Paul als alternder Mann in der Gegenwart an-

gekommen; er verkauft Käse an einem Marktstand in der Grafschaft Somerset.

### Selbstgerechte Ich-Form

Julian Barnes erzählt die Geschichte raffiniert als Rückblick des alten Paul. Die Übersetzung hat wiederum Gertraude Krueger übernommen, die Barnes' Werk so gut kennt wie sonst kaum jemand im deutschsprachigen Raum.

Für den ersten Teil hat der Autor eine jugendlich selbstgerechte Ich-Form gewählt, im zweiten wechselt der Erzähler in ein anklägerisches «Du», das sich an den Leser, an Susan und vor allem an sich selbst richtet. Der letzte Teil des Romans ist in der dritten Person gehalten – etwas distanziert und abgeklärt. Paul hat seine Art von Glück gefunden, auch wenn dieses stets von Gedanken an seine grosse, gescheiterte Liebe belastet ist. Dabei holen Paul immer wieder Selbstzweifel ein: «Welche Erinnerungen sind wahrer, die glücklichen oder die unglücklichen?»

«Die einzige Geschichte» erinnert in vielem an Barnes' Roman «Vom Ende einer Geschichte», die vor acht Jahren erschienen ist. Allerdings ist die Handlung nunmehr plakativer, zumal sie auf einen Protagonisten fokussiert, durch dessen Brille der Leser die Welt sieht. Dennoch versteht es der 73-jährige Barnes wiederum meisterhaft, das menschliche Gefühlsleben in eine überzeugende und feinfühligere Sprache zu übertragen. *Rolf Hürzeler*



Julian Barnes: Die einzige Geschichte. Kiepenheuer & Witsch. 304 S., Fr. 31.90



## Die Bibel

### Danke

Von Peter Ruch

**P**reist den Herrn, denn er ist gut, ewig währt seine Gnade (Psalm 107,1). Dieser Psalmvers ist aus vielen Übersetzungen anders bekannt, nämlich: *Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewig.* Die neue Zürcher Bibel zieht *preisen* vor. Im hebräischen Verb steckt beides, aber *preisen* überwiegt. Der mit diesem Wort ausgedrückte Lobpreis bezieht sich stets auf Gott. Interessant ist, dass sämtliche Sprachen erst spät eine Vokabel für den Dank hervorbrachten. Keine frühe Sprache kennt dafür ein eigenes Wort. Offensichtlich ist der Dienst am nicht verwandten Menschen und der anschließende Dank die Errungenschaft einer späteren Kulturstufe, vermutlich eine Spielart des Tausches: Du gibst mir etwas, und da ich dir gerade nichts geben kann, sage ich wenigstens danke und denke an deine Gefälligkeit. Tatsächlich hängt danken mit denken und dünken (empfinden) zusammen.

In der modernen Arbeitsteilung erfolgen Leistung und Gegenleistung indirekt. Leistungen werden anonym abgegolten. Dadurch verschwindet die Gegenseitigkeit, und dadurch verblasst die Solidarität. Die Solidarität beruht auf dem Prinzip von «Einer für alle, alle für einen». Einer hilft dem andern und erwartet seinerseits bei Bedarf Hilfe. Ähnlich wie bei einer Versicherung funktioniert das nicht nur bilateral, sondern erfordert eine grössere, klar definierte Zusammengehörigkeit. Die Solidarität unterscheidet sich von der altruistischen Nächstenliebe. Diese erwartet den Dank, aber keine Gegenleistung.

Angesichts der institutionellen Hilfe und Unterstützung ist hier ein Problem aufgebrochen: Einen Dank kann man nur gegenüber Menschen aussprechen. Institutionen erwarten für ihre Wohltaten keinen Dank. Den Empfängern wird sogar beigebracht, sie hätten Anspruch auf Hilfe. So lindert der Sozialstaat zwar Engpässe, erzeugt jedoch, wie der Soziologe Rainer Paris festhält, zugleich Anonymität und Undankbarkeit. Die administrative Hilfe vermindert Dankbarkeit – und damit leider auch ein Stück Menschlichkeit.

Peter Ruch, ursprünglich Handwerker, absolvierte ein Abendgymnasium und war nach dem Theologiestudium 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Um ihn herum brodeln der Wahnsinn: Dick Cheney (Christian Bale).

## Kino

### «Prince of Darkness»

«Vice» ist die unglaubliche Biopic-Satire über Washingtons wohl einflussreichsten Vizepräsidenten Dick Cheney.

Von Wolfram Knorr

**D**er Film ist aus – schon ziemlich früh. Der Held verlässt Washington, wird CEO von Halliburton und baut, im Nachspann wird's glücklich hinzugefügt, mit seiner Frau eine schöne Golden-Retriever-Zucht auf. Was für ein beglückendes Happy End, nicht nur für Hollywood, für die ganze Menschheit – doch dann klingelt das Telefon. Am Apparat George W. Bush. Er will ihn als seinen Vize, unbedingt, mit erweiterten Befugnissen. Er darf mehr, als alle Vize vor ihm durften – und so geht der Film weiter und für die Menschheit leider auch die Politik der Lügen, des Kriegs, der Folter, kurz: Der Einfluss des berühmtesten Vizepräsidenten Dick Cheney (von 2001 bis 2009) kommt erst richtig zur Geltung.

«Vice» ist das unverfrorene Biopic über den «Prince of Darkness» (*Washington Post*) der US-Politiker. Er votierte heftig für den Einmarsch in den Irak (2003), warnte vor irakischen Massenvernichtungswaffen, die nie gefunden wurden, war ein Verfechter von Guantánamo Bay, Foltermethoden und illegalen Abhörpraktiken und hatte überhaupt den Ruf eines Kerls mit kaltem Herzen. Die vielen Herzinfarkte, die er im Lauf seines Lebens hatte und alle überstand, sind für Drehbuchautor und Regisseur Adam McKay der sarkastische Beleg, dass man ein totes Herz eben nicht töten kann. Der «Bürokraten-Schurke» begann als haltloser Lüm-

mel, der Drogen und Alkohol konsumierte und fast auf die schiefe Bahn geraten wäre, hätte ihn nicht seine Frau, eine rabiate Karriere-Eislad, vor die Alternative gestellt: Entweder Aufstieg, oder ich bin weg. Und so erklimm Dick Cheney eine Sprosse nach der anderen, und sie hielt die Leiter: 1969 Mitarbeiter der Nixon-Regierung, Assistent von Donald Rumsfeld. Unter George Bush Verteidigungsminister (1989–1993). Zwei Jahre später zu Halliburton. Raus aus der Politik und 2001 von Bush Filius wieder zurückgeholt.

«Ich bin», soll er mal über sich gesagt haben, «das böse Genie in der Ecke, das keiner je sieht.» Aber eben die Fäden zieht. Eine Mischung aus Machiavelli und Richard III., ein Hinterzimmer-Mephisto, der – um mit Shakespeare zu re-



Sie hielt die Leiter: mit Gattin Lynne (Amy Adams).



den – «Mühlsteine» weint «wie die Tölpel Tränen». Eine Figur also, wie sie Hollywood liebt, nach dem Uraltmotto: «Das Böse hat Brillanz, das Gute ist nur gut.» Adam McKay ist eines der verblüffendsten Talente, das aus der «Saturday Night Live»-Szene kommt, jahrelang lärmige Klamotten drehte («Step Brothers») und dann, 2015, mit der intelligent-furiösen Bankenkrisesatire «The Big Short» auf einem völlig neuen Niveau überraschte, alle Genre durch den Fleischwolf des Sarkasmus drehte und mit einer sagenhaft scharfen Mixtur aus Jux, Satire und tieferer Bedeutung erstaunte. Und weil McKays Biopic «Vice» stilistisch ähnlich funktioniert, hat er diesmal viele vergrätzt.

Denn in «The Big Short» sind die Protagonisten fiktiv, Dick Cheney ist's aber nicht und werde – so der Vorwurf – als Figur nicht greifbar. Wer war er, dass er so hoch aufsteigen und zu diesem Einfluss kommen konnte? «Vice» bleibt die Antwort schuldig. Bei McKay ist er eine Art Candide-Figur, die durch die Machtspiele stolpert, umgeben von Narren und Irren, die er bald zu manipulieren beginnt. Das ist zum Teil hochgradig witzig – aber auch verwirrend: wenn McKay mit dem Medium so spielt wie mit seinen Figuren. Da ist der Film zu Ende und geht weiter und bietet auch am Ende noch einen Nachspann mit Häme («Ich freue mich schon auf den nächsten «Fast & Furious»»).

Christian Bale als Dick Cheney (für den Oscar nominiert), eine glatt geschneigte Bürokratenhyäne mit sanft sinistrem Lächeln im Gemütsdickerchengesicht, blickt einen nie an, nur zur Seite. Kein Wunder: Um ihn herum brodeln der Wahnsinn, hochbesetzt mit Steve Carell als Donald Rumsfeld, Sam Rockwell als George W. Bush, Tyler Perry als Colin Powell, Amy Adams als Cheneys Gattin Lynne et cetera. Gackernde Gockel auf dem Misthaufen. Das Toxische darin kundschaftet «Vice» leider nicht aus. ★★★★★☆

### Weitere Premiere

**Can You Ever Forgive Me?** — Mit dem Verkauf von Briefen, die Berühmtheiten verfassten, lässt sich richtig Zaster machen. Eine Erfahrung, die Leonore Carol «Lee» Israel machte, in den sechziger und siebziger Jahren eine sehr erfolgreiche Journalistin und Biografin von Showbiz-Stars. Doch dann rutschte sie weg. Durch Alkohol, Renitenz und Schreibblockade fiel sie aus dem sozialen Netz, schrieb nicht mehr und konnte ihre Miete kaum mehr und vor allem – am allerschlimmsten – die Medikamente für ihre geliebte Katze nicht mehr bezahlen. Sie schmarotzte bei ihrer Agentin herum, der sie schwer auf den Zeiger ging, und dann kam das Dickerchen Lee Israel durch Zufall auf eine glänzende Idee: Sie fand in einem Buch einen Brief von Dorothy Parker, stibitzte ihn, ergänzte ihn zu Hause blumig und verscherbelte ihn beim Buchantiquar gleich um die Ecke. Der war ganz hin und weg. So reift in Lee die Idee eines bald sehr lukrativen Geschäfts heran: Sie fälscht Originalbriefe oder



Ereignis: Lee Israel (Melissa McCarthy, r.).

klaute Originalbriefe aus den Bibliotheken, hinterlässt dafür Kopien und verkauft die Originale für immense Summen. Das Geschäft floriert, auch dank des kriminellen Windeis Jack Hock (Richard E. Grant), den sie in einer tristen Bar aufgabelt und der ihr behilflich ist. Das Geschäft blüht. Doch nach einem Jahr schaltet sich das FBI ein. Über 400 Fälschungen soll sie in Umlauf gebracht haben und bekannte 1993 vor einem New Yorker Gericht, es sei trotz allem «die schönste Zeit in ihrem Leben gewesen».

Marielle Heller («The Diary of a Teenage Girl») inszenierte das Biopic, und Nicole Holofcener, eine ausgewiesene Dialogschreiberin (Folgen für «Six Feet Under», «Sex and the City»), verfasste das Drehbuch über eine einsame, verzweifelte Frau, die um einen letzten Rest Würde kämpft oder, wie es ihr Komplize Jack sagt: «Keiner würde Briefe von Lee Israel kaufen.» In rostbraun gesättigter Optik wird die Tristesse von New York stimmungsvoll eingefangen. Doch was den Film zu einem Ereignis macht, ist Melissa McCarthy, eine bislang brachiale Komödiantin (furios in der Rolle von Sean Spicer in «Saturday Night Live»), die in der Rolle als Lee Israel eine hochdifferenzierte Mimenkür zwischen Komik und Tragik hinlegt. Mit Recht hat sie eine Oscar-Nominierung. ★★★★★☆

### Knorrs Liste

1	<b>The Favourite</b> Regie: Giorgos Lanthimos	★★★★★
2	<b>The Wife</b> Regie: Björn Runge	★★★★☆
3	<b>If Beale Street Could Talk</b> Regie: Barry Jenkins	★★★★☆
4	<b>The Kindergarten Teacher</b> Regie: Sara Colangelo	★★★★☆
5	<b>Green Book</b> Regie: Peter Farrelly	★★★★☆
6	<b>The Price of Everything</b> Regie: Nathaniel Kahn	★★★★☆
7	<b>Mary Queen of Scots</b> Regie: Josie Rourke	★★★★☆
8	<b>Colette</b> Regie: Wash Westmoreland	★★★★☆
9	<b>Womit haben wir das verdient?</b> Regie: Eva Spreitzhofer	★★★☆☆
10	<b>Alita: Battle Angel</b> Regie: Robert Rodriguez	★★★☆☆

## Jazz

# Kontrolle, ma non troppo

Von Peter Rüedi

Christoph Irnigers Gruppe Pilgrim, deren vierte CD eben bei Intakt erschienen ist, ist eine veritable Schweizer Allstar-Formation. Was nicht heisst, dass ihre Mitglieder sich irgendwelche Allüren oder auch nur Marotten leisteten. Im Gegenteil. Irniger selbst auf dem Tenorsaxofon, Stefan Aeby am Piano, Dave Gisler an der Gitarre, Raffaele Bossard am Bass und Michi Stulz an den Drums, alle zwischen 1977 und 1983 geboren und also einer Generation angehörig, sind exzellente Einzelmusiker respektive Solisten, aber immer bereit, sich einer Musik unterzuordnen, die ebenso komponiert wie improvisiert ist, in unterschiedlichem Mischverhältnis.

Die Kompositionen auf «Crosswinds» (so der Titel der CD), bis auf eine kollektive «C Major Improvisation», Aebys «Miniature» und das finale «Aeon» von Bossard alle aus der Feder von Irniger, sind klug gedacht, oft von balladesker Finesse, jedoch immer so offen, dass sie das kreative Potenzial der behutsamen, aber eigenständigen Solisten lancieren, mal introspektiv, mal über von der Rhythmik geklotzten Akkorden improvisierten Melodielinien. Der Gegensatz von der geradezu tellurischen Rhythmusgruppe und der darüber fliegenden Gitarre von Gisler im Titelstück ruft zum Beispiel geradezu nach einem erdgeschichtlichen Vergleich: der Gesang des Geistes über den Wassern oder so. «Manches ist komponiert, manches frei improvisiert», sagt Irniger, «aber alles immer als Song gedacht.» Kontrolle, ma non troppo. Nochmals Irniger (über sein Stück «Big Wheel»): «Es war ein Prozess von fünf einzelnen Stimmen, die sich zu einer einzigen zusammenfanden, wobei sehr wichtig war, das zu akzeptieren, was musikalisch geschieht, auch wenn man in dem Moment nicht glücklich damit ist. Einen Schritt zurückgehen und versuchen, das Gesamtbild zu sehen [...] Die Musik ist, was sie ist, und wir sind mit dem grossen Ganzen zufrieden.» Das ist gewissermassen auch eine Höranleitung: Die Aufmerksamkeit kann sich auf die bemerkenswerten einzelnen Erfindungen richten oder auf das «grosse Ganze», auf den Solisten oder das Ensemble. Mit Gewinn hören wir diese Musik in beiden Fällen.



Christoph Irniger Pilgrim:  
Crosswinds. Intakt CD 323



Thiel

## Dialektik

Von Andreas Thiel

**Soziologe:** Warum sind Politiker immer so masslos?

**Theologe:** Politiker sind doch nicht masslos. So etwas zu sagen, wäre ja Blasphemie.

**Soziologe:** Blasphemie? Seit wann ist Politik göttlich?

**Theologe:** Die Politik hat überhaupt nichts Göttliches. Aber genau aus diesem Grund kann sie auch nicht masslos sein. Nur Gott ist masslos.

**Soziologe:** Ist Masslosigkeit nicht eher etwas Menschliches?

**Theologe:** Nein. Masslos ist nur Gott. Menschen sind anmassend. Das ist ein Unterschied. Wenn Menschen versuchen, Gott zu spielen, dann sind sie anmassend. Daher ist jede Masslosigkeit, die nicht von Gott kommt, eine Anmassung. Politiker sind nicht masslos, sondern anmassend.

**Soziologe:** Gut, Politiker sind vielleicht anmassend. Aber was soll an der Masslosigkeit göttlich sein?

**Theologe:** Gott selbst ist masslos, weil er kein Mass kennt. Oder sind unendlich viele Zentimeter vielleicht kürzer als unendlich viele Kilometer?

**Soziologe:** Die Unendlichkeit kennt kein Mass.

**Theologe:** Siehst du? Und Gott ist unendlich, also ist er masslos.

**Soziologe:** Unendlichkeit bedeutet aber auch Überfluss.

**Theologe:** Alles Göttliche ist im Überfluss vorhanden.

**Soziologe:** Aber Überfluss verursacht in dieser Welt immer Chaos.

**Theologe:** Man könnte sagen, mit dieser Welt hat Gott vielleicht ein Chaos angerichtet.

**Soziologe:** Unsere Welt ist allerdings endlich.

**Theologe:** Darum ist sie auch nicht göttlich. Göttlich ist nur, was unendlich ist.

**Soziologe:** Unendlicher Überfluss?

**Theologe:** Ja. Und in diesem göttlichen Sinne sind Politiker eben nicht unendlich, sondern nur überflüssig.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Ausnahmezustand im Nobelort

Superreiche Inder stellen mit ihrer Party in St. Moritz alles bisher Dagewesene in den Schatten. Von Hildegard Schwaninger

Die Maharadschas kommen! Die indische Junggesellenparty, die nächstes Wochenende stattfindet, hält St. Moritz in Atem. Der Nobelort ist im Ausnahmezustand. Mukesh Ambani, 61, der reichste Inder (das Vermögen des Chairman von Reliance wird auf vierzig Milliarden Dollar geschätzt), lädt zur Bachelor-Party für seinen ältesten Sohn; es wird mit der grossen Kelle angerichtet. Wie es aussieht, stellt die indische Megaparty alle Feste, die bisher in St. Moritz, dem Hotspot der Superreichen, der Metropole des Hedonismus, stattgefunden haben, in den Schatten. Was die Agnellis, Heinekens, Flicks und wie sie alle heissen, an Festen boten, waren Peanuts: Jetzt kommen die «Crazy Rich Asians»!

Die Hochzeit von Akash Ambani, 28, und Shloka Mehta findet am 9. März in Mumbai statt, die Verlobung zelebrierte man im Juni mit einer Reihe von Partys in Mumbai, jetzt in St. Moritz wird drei Tage Polterabend gefeiert. Die Inder lieben grosse Feste. Es kann nicht teuer genug, nicht lang genug und nicht oft genug sein. Als Isha Ambani, die Zwillingsschwester des Bräutigams, vor drei Monaten heiratete, feierte man die Verlobung am Comersee, den Polterabend in Udaipur, die Hochzeit in Mumbai; die ganze Sause soll hundert Millionen Dollar gekostet haben. Definitiv andere Dimensionen!

Akash Ambani und Shloka Mehta, 1991 und 1990 geboren, kennen sich seit Schulzeiten. Beide haben eine internationale Ausbildung, der Bräutigam war an der Brown University in Providence, USA, die Braut studierte Anthropo-

logie an der Princeton University. Das Hobby der Braut ist Lesen. Sie ist die Tochter des Besitzers von Rosy Blue, einer der sechs grössten Diamantengesellschaften von Indien. Shloka Mehta leitet seit 2014 die Rosy Blue Foundation, sie ist sozial engagiert, Mitbegründerin von Connectfor, einer Organisation, die freiwillige Helfer mit NGOs zusammenbringt.

Der Bräutigam, vor seiner Verlobung weit oben auf der Liste der begehrtesten Junggesellen Indiens, hat eine Schwäche für Fussball. Er ist Fan des Arsenal Football Club. Hobby: Er sammelt Sportsouvenirs, vor allem Arsenal-Leibchen. Früher hatte er Gewichtsprobleme, seit er die Fitness entdeckt hat, ist er rank und schlank. Den Heiratsantrag machte er seinem Schulschatz im Frühling 2018 in Goa. Er arbeitet, wie auch seine Zwillingsschwester, im Familien-Firmenkonglomerat Reliance. Am 23., 24. und 25. Februar also findet die Poltersause in St. Moritz statt. Riesenzelte wurden aufgestellt (Material und Arbeiter kamen aus England), als Festwiesen und Rummelplätze für die Geladenen. Das Unterhaltungsprogramm soll gigantisch sein. Es heisst, dass Beyoncé kommt.

Die Rupien werden rollen, viel Geld fliesst nach St. Moritz. Sämtliche Mietautos und Taxis sind ausgebucht, die Hotels dito. 920 Hochzeitsgäste werden erwartet (Anreise in Privatjets), mit dem mitgereisten Personal sollen es 1600 Leute sein, die untergebracht werden müssen. Die Gästeschar ist so verteilt: Die Männer wohnen im «Kempinski», die Frauen im «Kulm Hotel», die



Fast verliebt

## Kreisel der Wut

Von Claudia Schumacher

«Lass mich in Ruhe!», kreischt Anne, Lstürmt in ihr Zimmer und knallt die Tür zu. Blutraschen, Atemrasen. Stinkwütend hastet ihr Blick durchs Zimmer, sie sucht was zum Dagegenkicken, Tisch, Klavier,

nein, der Sessel – «aaahh!» – sie hat mit dem Schienbein die Metallfassung des Sessels erwischt. Verdammt, tut das weh! Anne ist blind vor Schmerz, hüpfte auf einem Bein und hält mit den Händen das angeschlagene – da fängt sie an zu heulen, lauthals, verweifelt. «Schatz, was ist passiert?», ruft ihre Mutter durch die Tür und klingt dabei selbst wie ein getretener Hund. Anne sieht, wie die Türklinke runtergeht, ruft: «Raus! Bleib bloss draussen!» Die Klinke geht wieder hoch.

Und jetzt ist Ruhe. Ausser ihrem eigenen Schluchzen hört Anne nichts mehr. Da fühlt sie sich mutterseelenallein und gleitet vom Wutheulen ins Wimmern. Wieso dürfen ihre Brüder lauter Sachen, die sie nicht darf? Von Freundinnen muss sie abends schon um neunzehn Uhr nach Hause kommen – und jetzt darf sie nicht mal allein im Wald joggen gehen? Ihre Brüder durften das schon, als sie dreizehn Jahre





Mit der grossen Kelle: Mukesh Ambani mit Gattin.



Brautpaar Shloka Mehta und Akash Ambani.



Stammgäste: «Mimi» Bowler, Gatte Marc Pfeffer.

Familie wohnt im «Badrutt's Palace». Letzteres ist durch die Ambani-Familie restlos beschlagnahmt. Nur vier Stammgäste, die man nicht ausladen konnte, werden während des Indien-Weekends auch dort wohnen. Darunter Marianne «Mimi» Bowler, die Bundesrichterin aus Boston, die seit 47 Jahren ins «Palace» kommt, und ihr Mann, der Herzspezialist Marc Pfeffer. Sie haben vor zehn Jahren in St. Moritz geheiratet (für beide die zweite Ehe). Marc Pfeffer nutzt den Aufenthalt in Graubünden, um an einem Kardiologenkongress in Davos einen Vortrag zu halten.

Das Leben der «Normalos» geht – trotz Inder-Invasion – weiter. So finden im «Dracula Club» zwei Partys statt für zwei neu aufgenommene Life Members: **Stephen A. Schwarzman** (Blackstone Group), mit einem Vermögen von 13,2 Milliarden Dollar auch kein armer Mann, und **Alexandra Flick**, die Tochter des deutschen Industriellen **Friedrich Karl Flick**.

Und **Beat Curti** gab in seinem Haus in La Punt ein Abendessen für **Giorgio Pace** von «Nomad», einer Highclass-Wander-Verkaufsausstellung für Art und Design. «Nomad» stellte vier Tage lang in der Chesa Planta aus, zum zweiten Mal im Engadin (sonst Monaco und demnächst Venedig). Und: Die Galerie Hauser & Wirth ist jetzt dort eingezogen, wo vorher Gmurzynska war. Bei der Vernissage für **Rashid Johnson** sah man ein ganz neues Publikum. Ein Habitué, der keinen Event in St. Moritz auslöst: «Bei Hauser & Wirth geht es um die Kunst, bei Gmurzynska ging es um das Büffet.» Und um bezahlte Superstars. Einmal war **Catherine Deneuve** da. Bei der Hauser-&Wirth-Vernissage durfte Executive Director **James Koch** eine echte Prinzessin begrüßen. **Eugenie**, die Enkelin der Queen, war da. Unbezahlt – und ganz inkognito.

#### Im Internet

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

alt waren. So ungerecht! Anne schlägt mit der Faust auf den Boden und haut dazu ein paar Schimpfwörter raus.

Währenddessen schaut Julia, ihre Mutter, die Tür von aussen an. Traurig, verwirrt, ratlos. Wann ist das passiert? Wann ist aus ihrem süssen Mädchen dieses Biest geworden? Anne kennt alle ihre Trigger. Neulich hatte Anne sie so wütend gemacht, dass sie ihr am liebsten eine geschmiert hätte. Stattdessen hatte Julia ihr ein Glas Wasser über den Kopf geleert. Sie vergass sich. Ihre Söhne waren aber auch viel unkomplizierter gewesen. Anne, Bestnoten in allen Fächern: Wieso begreift sie nicht, dass manche Dinge für Mädchen einfach gefährlich sind? Heute Morgen war Anne noch ganz verschmust gewesen. Sie kam in die Küche, als Julia sich einen Kaffee machte. Anne umarmte sie, Julia schloss sie in die Arme, küsste sie auf den Kopf, sagte: «Mein Baby.» Und dann am Nachmittag:

Krieg. Julia kommen die Tränen, sie legt ihr Gesicht in die Hand und weint. Es ist alles zu viel. Schon die Arbeit, der Haushalt, und die vernünftigen Familienmitglieder bringen sie mit ihren Bedürfnissen an den Rand der Belastbarkeit. Dazu eine wildgewordene Tochter. «Ich kann nicht mehr», sagt Julia leise zu sich selbst. Da hört sie Schritte im Treppenhaus.

Gunnar, ihr Mann, öffnet die Tür. Von draussen hat er gehört, dass seine Frau weint, weshalb er die Einkaufstüten vor der Tür lässt und schnurstracks reingeht. «Was ist los?», fragt er besorgt auf halbem Weg zu ihr. Da dreht sich Julia um, taxiert ihn, und ihre Augen werden finster. «Kannst du nicht ein einziges Mal tun, was du versprichst? Schon wieder den Einkauf vergessen?», schreit Julia ihn an – und Gunnar würde am liebsten weinen. So ungerecht!



Unten durch

## Bullenweine

Von **Linus Reichlin**

Mein Freund Ralf ist 1980 während der Jugendunruhen in Zürich politisch, aber auch önologisch radikalisiert worden – das eine ergab das andere. Bei einer Strassenschlacht mit der Bereitschaftspolizei flüchtete er vor dem Tränengas in eine kleine Weinhandlung in der Altstadt. Da es ein Sonntag war, musste er die Weinhandlung eigenhändig öffnen, das machte man damals mit einem Pflasterstein, den man ins Schaufenster warf. Während sich draussen ein Wasserwerferwagen durch die Gasse zwängte, versteckte Ralf sich hinter der Kasse und trank eine Flasche Château Margaux 1976 und danach einen Beaujolais Primeur von Celliers de Beauregard. Es war das erste Mal, dass er mit etwas anderem als algerischem Kochwein in Berührung kam, und plötzlich fand er den Bullenstaat gar nicht mehr so faschistisch.

Nach einer weiteren Flasche (Château Latour 1965) ging er raus und schenkte den Polizisten die Käsecracker aus der Weinhandlung. Eine Weile lang hörte man nur noch das Knacken der Cracker zwischen den Kiefern von vierzehn Bereitschaftsbullen. Zwei Tage später wurde Ralf bei einer Vollversammlung der Jugendbewegung zum Verräter erklärt. Seine Freundin Bea verliess ihn, aber das hätte sie sowieso getan, denn Ralf lebte jetzt nur noch für den Wein. Er hielt uns in der WG Vorträge über die Grauschimmelfäule und die sogenannte Erziehung der Rebe, die wir ablehnten, denn wir hörten uns damals rund um die Uhr «We Don't Need No Education» von Pink Floyd an. Ralf beharrte darauf, dass Reben Zucht und Ordnung brauchen, «sonst schmecken sie wie der algerische Scheisswein, den ihr sauft!». Er selber verschaffte sich durch Gelegenheitseinbrüche in Gewerkschaftsbüros das nötige Geld, um sich die elitären französischen Bullenweine zu kaufen. Der Inhalt sämtlicher Kaffeekassen des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes floss direkt in die Kasse der Weinhandlung Gubler, deren Inhaber ein stadtbekannter Reagan-Fan war.

Auf Drängen von Lulu, der Maoistin in unserer WG, warfen wir Ralf raus, und in den folgenden Jahren entwickelte er sich zu einem der Männer, die an Weinreisen in die Auvergne teil-

>>> Fortsetzung auf Seite 64

nehmen und behaupten, dass sie beim Degustieren den Wein in die Porzellanschale spucken – aber wenn man dann in die Schale guckt, sieht man, dass da ausser einer Reblaus nichts drin ist. Einmal schickte Ralf mir aus Lanzarote eine Postkarte, natürlich mit einer Bodega drauf. Er schrieb: «Habe hier einen uralten spanischen Winzer kennengelernt, der Franco noch persönlich gekannt hat. Macht einen wuchtigen, vollpflaumigen Wein mit distligem Abgang!» Vor zwanzig Jahren heiratete Ralf Lulu, die unterdessen nicht mehr Maoistin, sondern Journalistin war, und die deshalb im letzten Herbst relativ jung an einer Leberzirrhose gestorben ist. Die beiden luden mich damals zu ihrer Hochzeit ein, weil sie wussten, dass ich inzwischen auch Alkoholiker war, allerdings eher der Kochweintyp. Aber ich sagte ab, weil ich zufälligerweise schon lange vorgehabt hatte, genau am Datum der Hochzeit mal ohne Alkohol was Schönes zu machen – das hat dann allerdings nicht geklappt.

Nach dem Tod von Lulu lud Ralf mich ins Tessin ein, wo er einen uralten italienischen Winzer kennengelernt hatte, der Erich Honecker mal eine Flasche mit dem Etikett «Merlot Vaffanculo» geschickt hatte, aber dazu muss man eigentlich nicht uralt sein, so lange ist der Kommunismus ja noch nicht am Arsch. Im Grunde will ich nur sagen, dass mir Ralfs Weinkennerei auf den Sack geht. Früher hatte er mal politische Ideale und jetzt nur noch eine Dekantierkaraffe mit silbernem Vogelschnabelverschluss. Die Schere zwischen reichen und armen Trinkern klappt immer weiter auseinander. Die einen saufen das Zeug von Denner, die anderen das von uralten Winzern, und viele Migranten trinken überhaupt keinen Alkohol: bye-bye, Demokratie!

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Der Geschmack des Steins

Von Peter Rüedi

Es gibt ja Weinliebhaber, die halten den ganzen kulturellen Background hinter einem Weingut, einem Winzer oder einer Traubensorte für erzählerischen Klimbim, geblühten Firlefanz. Sie halten sich an die «immanente Interpretation» eines Weins, der sich im Augenblick zu beweisen habe, wenn sich die Nase über den Glasrand senkt; was für sie allenfalls noch zählt, sind die knallharten Daten der *fiche technique*: die messbare Säure, der Restzucker, Daten zur Vinifikation et cetera. Ich gehöre nicht zu dieser Gattung Weintrinker. Ein Wein erzählt mir immer eine Geschichte. Gewiss, das ist zuerst jene, die er mir im Glas erzählt, eigentlich eher meine Geschichte: die Summe meiner Erinnerungen, Eindrücke, Assoziationen und Quervergleiche, die er auslöst. Es ist aber auch seine Geschichte: Wo ist gewachsen, was ich trinke, auf welchen Böden, was hat ein Weinberg, eine Weinlandschaft, ein Winzer oder eine Familie von Weinbauern für eine Geschichte? Das macht nicht besser oder schlechter, was ich entkorke. Aber es beeinflusst mein

Bewusstsein, den Hallraum um einen Wein, meine Vorstellung davon – und wer wollte behaupten, Genuss sei unabhängig von solchem eine rein analytisch auszurechnende Sensation?

Eine ganze Kulturgeschichte eröffnet sich hinter einem wunderbar eigenwilligen Riesling, den die Winzerin mit dem altdeutschen schmetternden Namen Luise Freifrau von Racknitz an einem magischen Punkt der oberen Nahe zog (die Nahe ist der Fluss, der bei Bingen in den Rhein mündet). Der Racknitz-Riesling kommt vom Disibodenberg, einem Rebberg mit alten, elf Kilometer langen Trockenmauern. Dessen Name nichts mit den Sandstein- und Schieferböden zu tun hat, vielmehr vom Heiligen Disibod stammt, der im siebten Jahrhundert als irischer Mönch nach einer Vision am Zusammenfluss von Glan und Nahe eine Klause und in der Folge ein Kloster gründete, wo schon davor ein keltisches Heiligtum und dann ein römischer Jupitertempel stand. Auch den Weinbau betrieben an diesem privilegierten Ort schon die Römer, die Mönche setzten ihn, wie stets im Mittelalter, fort.

Schluss mit dem Raunen des Imperfekts. Frau von Racknitz' Riesling Kloster Disibodenberg ist ein kantiger, enorm dichter Terroirwein, ungemein mineralisch (der Geschmack des Steins), sehr tiefgründig (etwas erdig, auch rauchig), ohne dass die blumige, gelb- und zitrusfruchtige Aromatik beschädigt würde. Spontan vergoren, sehr lange auf der Feinhefe, ist dies ein Wein, der Zeit braucht. Im Moment ist der Jahrgang 2013 aktuell. Eine heisse, coole Empfehlung für alle, die von einem charaktervollen Wein auch etwas Widerstand erwarten.

Von Racknitz Riesling Kloster Disibodenberg 2013. 12%. Peter Kuhn Weine, Dielsdorf. Fr. 25.–  
www.peterkuhnweine.ch



## Salz & Pfeffer

# Ohne Schlagseite

Von Andreas Honegger

Wenn man sich mit den Spitzenrestaurants im Lande auseinandersetzt, reizt es einen, einen Kontrapunkt zu setzen und eines der persönlichen

Lieblingslokale ins Scheinwerferlicht zu rücken: das «Il Giglio». Der Name Giglio ist weltweit bekannt, seit Kapitän Francesco Schettino das Kreuzfahrtschiff «Costa Concordia» 2012 an der gleichnamigen Insel zu Schrott gefahren hat. Zwei Jahre lang lag das Schiff schräg vor der Küste, und der Kapitän musste die Kommandobrücke mit dem Gefängnis tauschen.

Beim Restaurant «Il Giglio» von Vito und Patrizia Giglio ist allerdings gar nichts in Schiefelage. Hier wird die Gastfreundschaft ganz hoch bewertet, und das Essen ist bei jedem Besuch hervorragend. Das Rezept des Erfolges ist schnell erzählt: Die Küche macht keine Mätzchen und keine wilden Experimente. Sie ist grundsollide und einer transparenten Einfachheit verpflichtet. Die Produkte werden in ihrer natürlichen Qualität präsentiert, ohne jeden Schnickschnack, aber sie schmecken immer erstaunlich gut.

Bei unserem letzten Besuch überraschten uns ein hervorragendes Tatar, ein Salat von Artischocken, Jakobsmuscheln auf grillierten Zucchini, hinreissende Ravioli di brasato al burro und ein in feine Tranchen geschnittenes, rosarotes Kalbskotelett. Zu den Spezialitäten des Hauses gehören Fenchelsalat, Carpaccio di manzo, gratinierte Panzerotti al formaggio und bei den Hauptgängen panierte Lammkoteletts und die Tagliata di manzo, aber auch das täglich wechselnde Angebot an Fisch. Sie lassen die meisten Gäste zu Stammgästen werden. Der «Gault Millau» konzidiert dem «Il Giglio» immerhin fünfzehn Punkte.

Il Giglio, Weberstrasse 14, Zürich  
Tel. 044 242 85 97





Auto

## Man könnte

Ein Cayenne Turbo sieht nicht spektakulär aus. Er ist eher das leistungsfähige Arbeitstier in der Porsche-Familie. *Von David Schnapp*

Der Cayenne Turbo ist vermutlich der unauffälligste Porsche, den man fahren kann. Er ist eher das Arbeitstier als der Feinmotoriker, was übrigens durchaus wörtlich gemeint ist: Das Datenblatt des grossen SUV liest sich zwar wie dasjenige eines Sportwagens, aber die Leistung steckt in einem massiven, geräumigen, geländegängigen Fahrzeug. Von 0 auf 100 km/h braucht der Cayenne nur 3,9 Sekunden. Das ist sehr wenig Zeit für fast 2,2 Tonnen Gewicht. Die Höchstgeschwindigkeit liegt übrigens bei 286 km/h, obwohl ich vermute, dass nur die wenigsten Cayenne-Fahrer ihr Auto jemals so zügig bewegen.

Müssen sie auch gar nicht. Wie die meisten ihre SUVs auch nicht ins Gelände ausführen, wo viele dieser Autos ziemlich aufregende Dinge tun könnten. Aber darum geht es nicht. Es geht erstens darum, dass man es könnte, wenn man nur wollte. Und zweitens gibt einem ein Auto wie der Cayenne ein sehr gutes Gefühl. Er ist äusserst bequem und äusserst schnell im nächsten Moment, er ver-

schaft einem Überblick und vermittelt Sicherheit.

Diesen Winter war ich schon einige Male im Engadin. Den Leuten, die in den Innenstädten gegen den Klimawandel auf die Strasse gehen, ist vermutlich nicht aufgefallen, dass es in den Bergen sehr viel Schnee hat. Das passt zwar nicht zu den Voraussagen der Klimaexperten, ändert aber für die Autofahrer alles. Wenn am Julier ein niederländischer Volvo-Fahrer mit 50 km/h hinaufschleicht, weil ihn die schneebedeckte Strasse schwer verunsichert, bin ich froh, in einem Cayenne Turbo zu sitzen.

### Empfehlung: «Sport plus»

Am Lenkrad lässt sich via Drehschalter das Fahrprogramm ändern, in solchen Momenten empfiehlt sich «Sport plus». Ein Blick nach vorn, ein beherzter Tritt aufs Gaspedal, und der Porsche setzt sich mit so viel Nachdruck in Bewegung, dass die Hände besser fest am Lenkrad bleiben. Wobei Schnelligkeit nur die halbe Miete ist, die andere Hälfte bilden das

variable Allradsystem und die unerwartete Eleganz, mit der mein weisser Koloss «trittsicher» wieder einlenkt.

Ich hatte während des Wintertests mit dem Cayenne einige solche Momente, die mich jedes Mal wieder mit kindlicher Freude über die Möglichkeiten der Technik erfüllten. Diese sorgen dafür, dass das maximale Drehmoment von 770 Newtonmetern – was sehr viel mechanische Energie ist – über ein ziemlich breites Drehzahlband abgegeben werden kann. Das heisst nichts anderes, als dass man mit dem Cayenne in vielen Situationen noch schnell zu einem Überholmanöver ansetzen kann.

Den Rest der Zeit fuhr ich mit dem Cayenne ganz entspannt durch die Stadt und noch häufiger über Land. Porsche steckt den technischen Aufwand, so scheint es, vor allem ins Fahrvergnügen. Das Ziel war vermutlich, dass das SUV bei seinem Besitzer Sportwagengefühle aufkommen lässt. Dies gelingt tatsächlich besser als bei den meisten Konkurrenten.

### Porsche Cayenne Turbo

Leistung: 550 PS/404 kW; Hubraum: 3996 ccm;  
max. Drehmoment: 770 Nm bei 1960–4500 U/min;  
Höchstgeschwindigkeit: 286 km/h;  
Beschleunigung 0–100 km/h: 3,9 sec  
(mit Sport Chrono-Paket);  
Verbrauch (EU-Norm): 11,7–11,9 l/100 km;  
Preis: Fr. 203 060.–



Tamaras Welt

## Tyrannie der Dauerempörten

Viele Unternehmen knicken heute unter der Internet-Entrüstung ein. Der deutsche Smoothie-Hersteller True Fruits feuert seinen Kritikern ein «Fuck you!» entgegen. Von Tamara Wernli

Adidas hat neulich den falschen Turnschuh verkauft. Der Schuhhersteller hat zu Ehren des «Black History Month» eine spezielle Kreation auf den Markt gebracht. Weil das Teil weiss war, empfanden es einige als rassistische Beleidigung und riefen auf Twitter zum Aufstand auf. Adidas hat sich entschuldigt und die Treter entfernt.

Die US-Warenhauskette Bloomingdale's hat das falsche T-Shirt verkauft, eines mit dem Aufdruck «Fake News». Eine Reporterin entrüstete sich bei Twitter: «Es delegitimiert hartarbeitende Journalisten, die echte News liefern.» Bloomingdale's hat sich entschuldigt und das Stück Stoff entfernt.

Gucci hat den falschen Pullover verkauft. Einen schwarzen Rolli mit Schlitz für den Mund im Kragen und mit roten Lippen (ein maximal bescheuerter Look). Einige hatten den Rolli als rassistisch empfunden, weil es *blackfacing* darstelle. Gucci hat sich entschuldigt und den Rolli entfernt.

Ein Radiosender hatte zu Weihnachten den falschen Song gespielt, den Weihnachtsklassiker «Baby, It's Cold Outside». Einige Hörer sahen darin einen *date rape*-Song, ein Lied, das Vergewaltigung bei einem Date toleriert. Das sende eine schlechte Botschaft an die «me too»-Bewegung. Der Sender hat das Ärgernis von seiner Playlist entfernt.

Vergangene Woche schaffte es der deutsche Smoothie-Hersteller True Fruits, gleich die ganze Palette an intersektionaler Empörung abzubekommen: Rassistisch! Sexistisch! Tolerierung von *rape culture*! Nüchtern betrachtet muss man annehmen, dass in dem Saftladen ein sexistisches und rassistisches Männerpack arbeitet.

Als eines der ersten Medien ist das Onlineportal *Vice* auf die Empörung im Netz auf-

gesprungen, die bei einigen Zeitgenossen ähnlich gross war, wie wenn das Unternehmen Raketen für Nordkorea produzieren und diese mit dem Abbild einer nackten Frau und deren Köpfe mit weissen Zipfelmützen versehen würde. Es titelte: «Die Instagram-Werbung von True Fruits steht für alles, was man auf Social Media falsch machen kann. Rassismus, Rape-Jokes, Beschimpfung der Kunden: eine Fruchtsaft-Mischung zum Kotzen.» (True Fruits führt die Kotzfrucht übrigens nicht im Angebot.)

Die Smoothie-Firma wurde 2006 von drei Freunden in Bonn gegründet. Sie stellt die meisten Produkte vegan her, benützt keine Stabilisatoren oder Farbstoffe. True Fruits ist unter den Fruchtsäften etwa das, was Tesla unter den Automobilen ist: eine progressive, kreative Marke – dafür wurde sie schon mit dem Deutschen Gründerpreis ausgezeichnet. Lustige und doppeldeutige Slogans dekorieren ihre Werbekampagnen, damit lösen sie aber auch immer wieder Kontroversen aus. So hat True Fruits Säften mit Chiasamen den Slogan «Oralverzehr – schneller kommst Du nicht zum Samengenuss» verpasst (Vorwurf: Sexismus). Mit «Abgefüllt und mitgenommen» bewarb man einen Flaschen-Trinkaufsatz (Verharmlosung von *rape culture*). Auf einer schwarzen Flasche stand «Unser Quotenschwarzer» (Rassismus).

Die Reaktion von True Fruits auf die neusten Vorwürfe war verblüffend. Keine Entschuldigung, keine Selbstgeißelung. Stattdessen schrieb man bei Facebook, dass man das Lamento einiger Zwangsempörter gewohnt sei und sich bei allen entschuldige, die davon «zu Recht gelangweilt sind». Die Kritiker hätten die Motive ohne Sinn und Verstand raus-

kopiert und machten übertriebene Polemik. Aber ja, sie von True Fruits seien diskriminierend, und zwar «gegenüber dummen Menschen, denn die schliesst unsere Art der Kommunikation eindeutig aus». Den Nörglern entgegneten sie mit einem «Fuck you!». Intelligenz oder Humor lasse sich eben schwer versenden.

Jetzt waren die Empörten noch ein bisschen empörter. Während *Vice* von einer «Beschimpfung der Kunden» polterte, fragte das Werbemagazin *Werben & Verkaufen*, ob True Fruits über das Ziel hinausgeschossen sei. Die grosse Mehrheit der Abstimmenden befand: nein. Die Zahl der Instagram-Abos der Saftproduzenten stieg in kurzer Zeit um 2000 auf 120 000, ihre Reaktion wurde dort über 17 000-mal geliked. Persönlich interpretiere ich das so, dass gewisse Medien den Fall zu einem Skandal hochstilisieren, der keiner ist, und dass die meisten Menschen nicht zu den Hypersensiblen zählen und keine Dauerempörung mit sich herumschleppen.

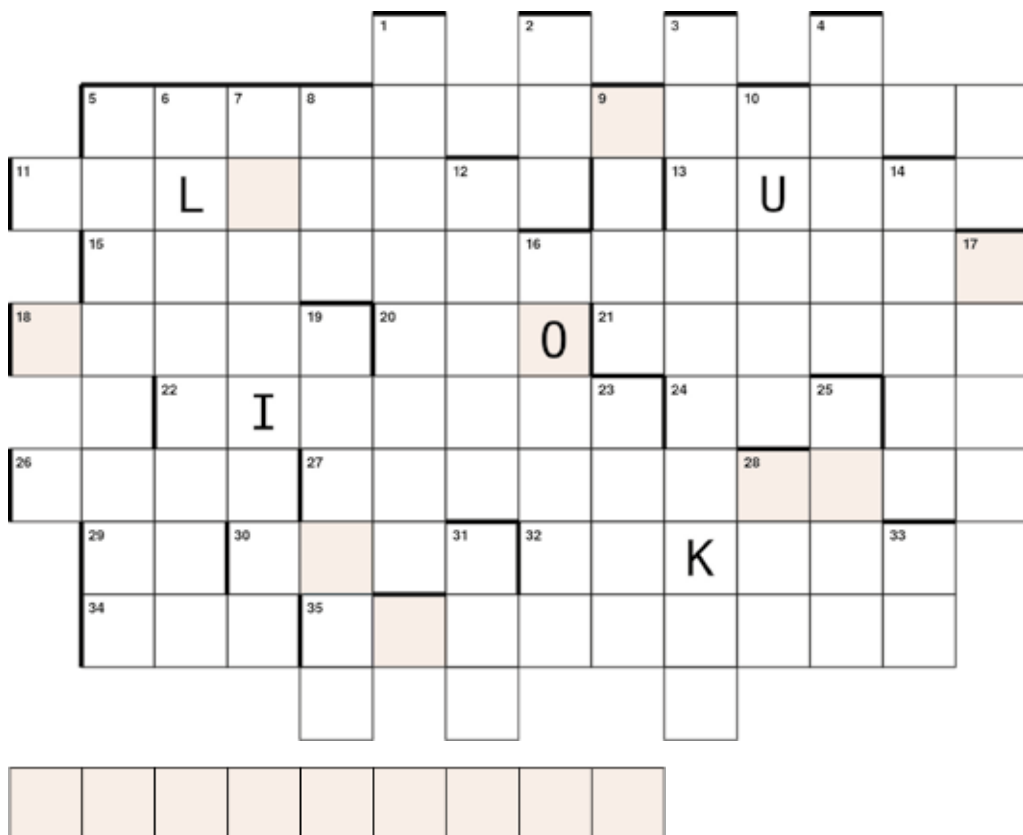
Aus meiner Sicht hat True Fruits mit seiner Reaktion nicht den richtigen Ton getroffen. Aber während viele Unternehmen heute unter dem Druck der Empörungsaktivisten einknicken, zeigen die deutschen Gründer Rückgrat, stehen zu ihrem Stil und Humor – das macht Hoffnung.

Es gibt viele Dinge, die Menschen ärgern, und ja, man kann überall etwas Negatives hineininterpretieren, wenn man es darauf anlegt. Ob etwas tatsächlich rassistisch oder sexistisch motiviert ist, spielt für die Stänkerer keine Rolle. Es sind einige wenige, sie aber zeichnen sich durch schrilles Herauskrähen aus und kommen einem manchmal vor wie kleine Tyrannen, die allen anderen ihre moralischen Massstäbe aufzwingen wollen.

Meine Empfehlung: Wer sich durch ein Produkt verletzt oder gekränkt fühlt, soll es einfach nicht kaufen. Es ist wirklich nicht so schwer. Aber gesünder fürs Gemüt.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.





**Lösungswort** — Apero bei Schmalhans.

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 5 Handschellen oder Kastoröl. 11 Einer der S in US, beheimatet Revier des Alphonse Capone. 13 Alternativtherapien verlassen sich auf ihr – mehr Schein als Sein – diagnostisches Vermögen. 15 Wird von Hochländern geschätzt und ARD-Zuschauern dreiwöchentlich ermöglicht. 18 Interessengemeinschaft, meist turnerischer Natur, resultiert mit Hohlmass ergänzt und vorgeschoben in Unterbindung. 20 An free «DNA-Fiddlerei»-frei, retour Verblüffung im Netzjargon. 21 Lush mit Ferkel sprachlich verkehrt. 22 Sanitation, mental sowie physisch: Sanitäranlagen, Seife und die dort inbegriffen. 24 Stift, Homograph erfrischt – fernöstliche Weisheit verspricht's – den Geist. 26 Dieser Biss erfordert zweimaliges nibblen. 27 Nach 2S 3O 2W 2N liegt End- relativ zum Ausgangspunkt so. 29 Leider meist zu kurzer kurzer Tag ist derart kurz und derart. 30 Gollums Kleinod dient auch als Austragungsort von Handgemengen. 32 Tut man, milliardenfach vergrössert im Hühnerstall vernommen, heutzutage nicht mehr vorwiegend auf der Flur. 34 Explosiv, nicht bloss der «Acca Dacca»-Song. 35 Essbare Schnürchen aus Wellnessoase und italienischen Elendsvierteln.

**Senkrecht** — 1 Der Balkon Europas, nominell originär ein Bauernstaat. 2 Diminiert macht sich der Bursche mit bärigem Namen auf Schellensuche. 3 Leider zu süss für sein eigenes Wohl, pinkelt der Herr Sirup im Akkord. 4 Kurze Entkleidungsnummer mit ebensolchem Abstecher. 5 Geniesst 15 Waagrecht nach Kraxlerei. 6 Macht die Popotropete oder bewahrt Pflanzen vor dem Staunassetod. 7 Unfall, der so, führt (Motiv inklusive) zu Schadensmeldung, die Versicherungsbetrug. 8 Essentiell Tschau Sepp mit Spezialblatt ist auch Verein der Blauhelme. 9 Was Bellos «Wau» ist Schnurrilis \_\_. 10 Sag's mit Blumen: «Komischer Kauz!» 12 Einer stolpert alle Jahre wieder über einen Tigerkopf, ein anderer verglich sich mit einer Sexmaschine. 14 Vinaigre Eigenschaft ist zu 4/5 auch bei flower people beliebt. 16 Fawkes Namensvetter bei der Bücher verbrennenden Feuerwehr, allwöchentlich wiederkehrend. 17 SI-Einheit dessen, was Waagen anzeigen, aber nicht messen. 19 Er kümmert sich, maximaler Eigennutz als Maxime, am liebsten um sich. 23 Beim nach diesem Geweihten benannten Test bedeutet nicht um- nicht durchfallen. 25 Synonym von dem, was partizipiert ästimiert gesagt, ist hier in der 2. Person Plural gefragt. 28 UTC+1 time zone ist in Frankreich ausserdem demonstrativ. 31 Super nicht so super, gepunktet am Jurasüdfuss zu verorten. 33 Furchteinflössender Kampfschrei der sich den Gral-suchern in den Weg stellenden und von Michael Palin angeführten Rittertruppe.

I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 605

R	S	B	A	S	P	O	S	P	O	T	T			
O	G	A	K	I	T	O	P	P	O	L	I	O		
M	R	O	P	O	L	E	D	R	I	T	T			
A	S	T	A	G	S	E	N	N	O	B	O	E		
E	K	A	A	S	I	L	E	W						
S	T	R	E	S	S	A	C	O	S	T	S			
O	Z	O	N	S	E	N	S	O	R	H	A	I		
H	T	B	I	R	D	A	E	H	E	R	N			
R	I	T	T	R	E	I	C	H	A	R	E	S		
I	L	I	A	S	B	R	A	U	B	E	N			
S	E	F	E	R	A	F	U	B	E	R	I	S	E	I
X	R	A	Y	S						T	I	T	A	N

**Waagrecht** — 3 BASPO7 SPOTT 12 OGAKI 15 TOPP 16 OLIO (it. f. Öl) 17 METROPOLE 18 DRITT 19 ASTAG 20 SENN 22 OBOE 23 KAAS 25 ILE (franz. f. Insel) 27 STRESS 30 COST (engl. für Aufwand, Preis) 33 OZON 34 SENSOR 37 HAI 39 BURDA 40 EHERN 42 RITT 45 REICH 47 ARES 48 ILIAS (Homer zugeschriebenes Werk) 50 RAUBEN 51 SEERAEUBER 52 ISEL 53 XRAY 54 TITAN

**Senkrecht** — 1 ROMA 2 SATT 3 BIOGAS 4 STOSS 5 POLE 6 OPEN 8 POROES 9 OLIB 10 TITOW 11 TOTE 13 GESETZ 14 KRAKEN 21 NICO (Icon) 24 ASSUR 26 (Güter-)LORE 27 SOURIS (franz. f. Maus) 28 ROTTIER (weibl. Hirsch, auch Damtier) 29 ANDI 31 THERESA 32 SINS (engl. Sünden) 35 EREBUS (Vulkan in der Antarktis) 36 SACRE (franz. f. heilig [Gegenstand]) 38 ARENEN 41 HABIT 43 ILEX (bot. Name f. Stechpalme) 44 TARA 46 HART 49 SAY (engl. f. sagen wir mal)

**Lösungswort** — **SEELENHEIL**

Hilfreiche Tipps und die Auflösung dieses Rätsels finden Sie auf:

[www.raetselfactory.ch/weltwoche.html](http://www.raetselfactory.ch/weltwoche.html)

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien



The way to pay.

cr/basel



i

# cashfree AND YOU?



Die Edle mit exklusiven Zusatzleistungen: Geniessen Sie die grosse Freiheit, bezahlen Sie weltweit bargeldlos und profitieren Sie von einem umfassenden Versicherungspaket: mit der leistungsstarken **Cornèrcard Gold**, die auch den bequemen, schnellen und sicheren Einsatz mit Smartphones und Wearables unterstützt.

I am cashfree. And you? #iamcashfree [cornercard.ch](http://cornercard.ch)

cornèrcard

